Fehrbelliner Zeitung

Anzeiger für das Ländchen Bellin und die Umgegend

Erscheint wöchentlich 3 mal: am Montag, Mittwoch, Freitag

Bezugspreis:
Monatlich 1.— Mk.
Durch Boten ins Haus gebracht 1.15 Mk., durch die Post 1.33 Mk.

Druck und Verlag: Walter Ewald

Behördliches Veröffentlichungsblatt für die Stadt Fehrbellin

Anzeigenpreise:
die 6 mal gespaltene Millimeterzeile 4 Rpfg.
die 3 mal gespaltene Millimeterzeile im Textteil 15 Pfg.

Im Falle höherer Gewalt, Betriebsstörung im eigenen Betrieb oder der unserer Lieferanten hat der Bezieher keinen Anspruch auf Lieferung oder Rückzahlung des Bezugspreises.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Walter Ewald.

Nr. 150 — Mittwoch, den 23. Dezember 1936 — Jahrg. 47.

Frohe Weihnachten!

Volksweihnacht 1936

Dr. Goebbels spricht zu drei Millionen Kindern

Reichsminister Dr. Goebbels hielt am Montagabend zur Volksweihnacht 1936 im Saalbau Friedrichshain zu Berlin eine Ansprache, die von allen deutschen Sendern übertragen wurde. Er führte aus:

Liebe Kinder! Ich habe das große Glück, in dieser festlichen Stunde, die drei Millionen Kinder in ganz Deutschland vereinigt über die Aetherwellen, zu euch allen zu sprechen. Ihr seid in Nord und Süd und Ost und West versammelt, um gemeinsam die frohe Weihnachtsbotschaft entgegenzunehmen und dann im wahrsten Sinne des Wortes vom Volke beschert zu werden.

Am „Tage der nationalen Solidarität" haben alle guten Deutschen in einem bis dahin noch nicht erlebten Opferwillen ihre Scherflein zusammengetragen und sich damit nicht nur zur Volksgemeinschaft, sondern auch zu einer wahren deutschen Nächstenliebe zusammengeschlossen. Manch einer von den Opfernden hat wahrscheinlich gar nicht gewußt, daß, weil er sein Letztes hergab, am heutigen Abend ein deutsches Kind glücklich und froh gemacht werden kann.

Ich weiß, daß um diese Stunde auch unzählige Kinder aus Familien, in denen das Weihnachtsfest seit jeher nur Freude und Glück brachte, mit uns durch den Rundfunk vereinigt sind. Wenn ich mich an sie besonders wende, so deshalb, weil ich sie bitten möchte, in allem bevorstehenden Festesglanz niemals zu vergessen, daß es in Deutschland und überall in der Welt unzählige andere Kinder gibt, denen das Schicksal nicht so gnädig ist, und die deshalb, wenn man sich ihrer nicht besonders annimmt, von jeder Freude ausgeschlossen bleiben. Daß wir sie in Deutschland mit einem eigenen Fest beglücken, das soll allen anderen Kindern eine Lehre und Mahnung sein, die Volksgemeinschaft schon früh zu üben, damit sie später selbstverständliche Wirklichkeit wird. In diesem Jahre braucht in Deutschland zu Weihnachten niemand das Gefühl zu haben, daß er allein steht. Alle, besonders die Kinder, sollen wissen, daß sie zu einem gemeinsamen Vaterland gehören, das von ihnen nicht nur Opfer in der Not verlangt, sondern ihnen auch Freude bei den Festen gibt.

Sie sollen wissen, daß wir alle Kinder eines wieder stolzen, glücklichen und freien Volkes sind, und das um so tiefer empfinden, wenn sie sehen, daß überall anderswo in der Welt nur Haß, Unordnung und Aufruhr herrschen, während Deutschland eine stille, glückliche Insel des Friedens ist. Bei uns ist die Weihnachtsbotschaft wirklich wahr geworden; darum auch sind wir Deutschen heute so froh und glücklich und dienen voll treuer und demütiger Hingabe dem großen Werk der Wiederaufrichtung unseres Landes.

Gerade Kinderseelen sind für große Ideale besonders empfänglich. Wird schon frühzeitig die Liebe zum Volk in die Herzen der Kinder hineingepflanzt, dann wird die Gemeinschaft des Volkes in späteren Jahren einmal wunderbare Selbstverständlichkeit werden. Wir haben es schwer gehabt, Haß und Zwietracht zu überwinden und das Zusammengehörigkeitsgefühl in den Deutschen wieder zu wecken. Was aber so mühsam errungen wurde, das muß nun auch verteidigt werden, und zwar wird es nicht mit Worten, sondern durch Taten gesichert.

Eine dieser Taten im Geiste und im Sinne einer deutschen Gemeinschaft ist das große Volksweihnachtsfest, das Regierung, Staat und Partei in dieser Stunde mit drei Millionen deutschen Kindern voll Beglückung begehen. Denn nicht nur diese Kinder haben sich auf unsere Feierstunde gefreut. Es haben sich mindestens ebensoviel darauf gefreut alle die, die diesmal als Gebende vor die deutschen Kinder hintreten. Und so wollen wir uns denn in dieser Stunde vereinigen in einem aufrichtigen und herzlichen Dankgefühl zum Führer, der als getreuer Ekkehard des deutschen Volkes ein besonderer Schutzpatron der Kinder unserer Nation geworden ist.

Die Bescherung

Keinen schöneren und festlicheren Ausdruck konnte die deutsche Volksgemeinschaft finden als in dieser Weihnachtsfeier. Die ganze Nation erlebte die unvergeßliche Stunde, in der Reichsminister Dr. Goebbels vom Saalbau Friedrichshain aus über den tiefen und beglückenden Gedanken eines wahren deutschen Volksweihnachten sprach. Als Dank und Gruß an den Führer, den Schöpfer dieses Gemeinschaftsfestes, verklungen waren, da begann im Kerzenschimmer der 23 000 Parallelfeiern allüberall in Deutschland die Bescherung von mehr als drei Millionen Kindern und bedürftigen Volksgenossen, die teil hatten an der weihevollen, frohen Stimmung und dem festlichen Glanz der Weihnachtskameradschaftsstunde.

An den festlich geschmückten Tischen saßen mit leuchtenden Augen die 2500 Kinder und Erwachsenen, die der Gau Berlin zusammen mit der NS.-Frauenschaft, dem BDM. und der NSV. als Gäste geladen hatte. Von der Galerie herab erklangen Weihnachtslieder. Laute Heilrufe kündeten das Nahen des Ministers, der von der Menge mit jubelndem Beifall begrüßt wurde. Nun sangen die Gäste gemeinschaftlich das schöne Lied vom Weihnachtsbaum, und darauf sprach Dr. Goebbels. Nach dem Sieg-Heil auf den Führer ertönte „Die festliche Ouvertüre". Dann begann das Weihnachtsspiel. Wie jedes Märchen, ging auch dieses glücklich aus, und als die Lichter in dem großen Saale aufflammten, da begann die Weihnachtsbescherung.

Dann aber zogen die Kinder am Tisch vor der Bühne vorbei, und Dr. Goebbels übernahm nun, ständig beansprucht von der jubelnden Kinderschar, die Rolle des Weihnachtsmannes. Soweit es anging, wurden die Wünsche befriedigt, sei es durch den „Fliegenden Hamburger", durch Puppen oder Autos, durch Tank, Eisenbahn, Schlenkerbabys und Gesellschaftsspiele.

Dr. Richard Bahr †

In Wien starb im 70. Lebensjahre der volksdeutsche Publizist Dr. Richard Bahr, der sich durch seine zahlreichen, insbesondere in Büchern, reichsdeutschen und österreichischen Zeitungen und Zeitschriften niedergelegten Arbeiten über Fragen des Auslandsdeutschtums einen Namen gemacht hat. Bahr wurde am 6. April 1867 in Mitau in Kurland geboren. Die Eindrücke, die er in seiner Heimat vom Kampf des Auslandsdeutschtums empfangen hat, bestimmten seinen ganzen ferneren Lebensweg. Nach dem Kriege unternahm er systematische Wanderungen durch die auslandsdeutschen Siedlungen.

Lebendig eingemauert

Sechs Bergleute in einer böhmischen Grube durch Fahrlässigkeit ums Leben gekommen.

Die Untersuchung des Unglücks auf der tschechischen Grube „Prokop" in Soborten nordöstlich von Teplitz-Schönau, das sich am 6. Oktober v. J. ereignete, führte zu einer überraschenden Aufklärung. Sechs Bergleute wurden damals das Opfer des Unglücks. Ein Obersteiger hatte einer Kommission, die in die Grube kam, gemeldet, daß Schlagende Wetter aufgetreten seien und die Grube brenne. Die Kommission hatte daraufhin die sofortige Abdichtung der Grube durch eine Ziegelmauer angeordnet.

Dieser Tage nun stiegen zwei Bergleute mit Sauerstoffapparaten in den Schacht, um die Verunglückten zu bergen. Ihnen bot sich ein entsetzlicher Anblick. Fünf Bergleute lagen beisammen. Ihre Köpfe beugten sie über einen Wasserbehälter und hielten sich gegenseitig an den Händen. Wie sich herausstellte, waren die Bergleute lebendig eingemauert worden, obwohl sie in zwei bis drei Stunden hätten gerettet werden können. Eine oberflächliche Besichtigung zeigte klar, daß in der Grube überhaupt kein Brand ausgebrochen war. Die Leichen waren nämlich mit Schimmel bedeckt, der sich bei größerer Hitze nicht hätte bilden können. Auch das Handwerkszeug der Toten und die Kohlen waren unversehrt.

Erdbeben in El Salvador

Bisher über 1000 Tote geborgen

Die Stadt San Vincente in der kleinen Republik El Salvador in Mittelamerika wurde von einem schweren Erdbeben heimgesucht. Gleichzeitig erfolgte ein Ausbruch des Vulkans Santarita. Die Stadt San Vincente, die 50 000 Einwohner hat, wurde fast gänzlich zerstört. Ueber 1000 Tote sind nach den Berichten der amerikanischen Zeitungen bereits geborgen. Die Zahl der Verletzten soll in die Tausende gehen, doch befürchtet man, daß die Unglücksziffern noch weiter steigen werden. Sieben Ortschaften sind fast völlig dem Erdboden gleichgemacht.

Regelung der Aufwertungsfälligkeiten

Auflockerung der Fälligkeitsbeschränkungen.

Der Reichsminister der Justiz, Dr. Gürtner, hat im Einvernehmen mit den beteiligten Reichsministern eine Verordnung erlassen, die eine neue Fälligkeitsregelung für die Aufwertungshypotheken bringt. Die Verordnung gilt für die Aufwertungsfälligkeiten, die Ende dieses Jahres oder später eintreten. Sie hat die früheren Vorschriften zu einer Dauerregelung ausgestaltet und dabei das Bestreben der Gesetzgebung, die Fälligkeitsbeschränkungen aufzulockern, noch mehr als bisher in den Vordergrund gerückt. Nach den neuen Vorschriften kann der Gläubiger die Aufwertungshypothek kündigen, er muß aber dabei eine Kündigungsfrist von mindestens drei Monaten innehalten. Hat der Gläubiger zum 31. Dezember 1936 gekündigt, so muß er die Kündigung wiederholen, falls er sie aufrechterhalten will.

Kündigt der Gläubiger, so hat der Schuldner sich nach besten Kräften zu bemühen, ihn zu befriedigen. Kann der Schuldner die Mittel zur rechtzeitigen Zahlung des fälligen Kapitals nicht aufbringen, so muß er versuchen, sich auf Zahlungsbedingungen, die er erfüllen kann, mit dem Gläubiger zu einigen. Kommt eine Einigung nicht zustande, so kann der Schuldner oder der Gläubiger die Hilfe des Richters in Anspruch nehmen. Das muß aber innerhalb sechs Wochen nach der Kündigung des Gläubigers geschehen.

Aufgabe des Richters ist es dann, eine Vereinbarung der Beteiligten über die Zahlung des Aufwertungsbetrags zu vermitteln und, wenn dies nicht gelingt, eine der Billigkeit entsprechende Entscheidung über die Fälligkeit des Kapitals zu treffen. Hierfür gibt die Verordnung dem Richter Richtlinien, die im wesentlichen darauf hinauslaufen, daß unbillige Härten für die Gläubiger vermieden werden und daß das Zahlungsvermögen des Schuldners, auch wenn es nur beschränkt ist, für die Schuldentilgung in vollem Umfang nutzbar gemacht wird, gegebenenfalls durch Teilzahlungen oder in der Form der Abzahlungs- oder Tilgungshypothek. Aeußerstenfalls kann der Richter dem Gläubiger eine Stillhaltepflicht für die Dauer von zwei Jahren in der Weise auferlegen, daß die Kündigung, die der Gläubiger ausgesprochen hat, für unwirksam erklärt und die ordentliche Kündigung für den Gläubiger für einen Zeitraum von zwei Jahren ausgeschlossen wird. Kündigt der Gläubiger nach Ablauf der Stillhaltepflicht, so kommt die Verordnung erneut zur Anwendung.

Bei den Aufwertungsverbindlichkeiten der Gemeinden und Gemeindeverbände tritt wie bisher an die Stelle des gerichtlichen Verfahrens das Verwaltungsverfahren der Verordnung vom 21. Februar 1935.

Das Grauen in Madrid

Furchtbare Zustände in den Gefängnissen

Ueber die grauenhaften Zustände in dem vom bolschewistischen Pöbel beherrschten Madrid gibt der in London veröffentlichte Bericht von sechs britischen Unterhausabgeordneten Aufschluß, die kürzlich die spanische Hauptstadt Madrid und andere Zentren des Bürgerkrieges besuchten, gegeben haben. Das Zeugnis der britischen Parlamentarier ist um so wertvoller, als sich die Abordnung aus Mitgliedern aller Parteien zusammensetzte, nämlich aus drei Angehörigen der Labour Party, zwei Konservativen und einem Liberalen. Der Teil des Berichtes, der die Zustände in den Gefängnissen behandelt, verdient zitiert zu werden:

„In den amtlichen Gefängnissen (zum Unterschied von den geheimen Gefängnissen, die später noch erwähnt werden. D. Red.) sollen sich 14 000 politische Gefangene befinden, von denen die Mehrheit bereits seit Monaten eingekerkert ist, ohne daß man ihnen bisher den Prozeß gemacht oder auch nur die gegen sie erhobenen Beschuldigungen mitgeteilt hätte. Ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht sind die auf den „schwarzen Listen" stehenden Personen verhaftet worden. Es gibt viele Personen, die von einem Gefängnis in ein anderes gebracht werden sollten, aber niemals am Bestimmungsort eintrafen und von denen man nie wieder etwas gehört hat. In anderen Fällen sind Gefangene nach dem Verlassen des Gefängnisses erschossen worden."

Der Berichterstatter erklärt ferner, daß bei zahlreichen Gelegenheiten bewaffnete Männer in die Gefängnisse eindrangen, die Wache beiseitestießen und sich der Gefangenen bemächtigten.

Die Leichen wurden später häufig am Straßenrand gefunden, zusammen mit einem an der Brust befestigten Zettel mit Aufschriften wie „Verräter" oder „Faschist". Von zuverlässigen Personen wird ferner mitgeteilt, daß zwischen Mitte August und Ende November Tausende von Personen auf diese Weise beseitigt worden sind.

Wasserreis als Nahrung

Die Nahrung der Gefangenen besteht, wie die britische Abordnung bei einem Gefangenenbesuch feststellte, aus kaltem Wasser, in das ein wenig Reis eingeweicht war.

Bezeichnend für die geradezu furchtbaren Zustände in den Straßen Madrids ist die Feststellung, daß es die Gefangenen vorziehen, in den Gefängnissen zu bleiben. Denn ein Teil hätte in der Freiheit eine wenn auch geringe Chance für sein Leben, während er anderenfalls der hemmungslosen Mordlust des Pöbels ausgeliefert wäre.

„Andere Gefängnisse", so heißt es in dem Bericht der britischen Parlamentarier weiter, „werden als

Geheimgefängnisse

bezeichnet und scheinen von gewissen Organisationen beaufsichtigt zu werden. Es ist schwer zu sagen, was sich hinter deren Mauern abspielt. Es ist bemerkenswert", so kommentieren die sechs Abgeordneten, „daß derartige Gefängnisse überhaupt bestehen."

Zum Schluß wird die Forderung erhoben, daß eine internationale Aktion zur Räumung Madrids durch die Zivilbevölkerung eingeleitet werden möge.

Hungersnot!

Ein seit Jahren in Madrid ansässiger Kaufmann, der bis Anfang Dezember in der spanischen Hauptstadt ausgehalten hat, gibt einen erschütternden Bericht über die Zustände in der einst blühenden Stadt, die heute zu einem Ort des Grauens, einer Lasterhöhle und zu einem jüdischen Verbrecherschlupfwinkel geworden ist.

Die Lebensmittelnot, die in Madrid herrscht, hat schon — wie der Gewährsmann berichtet — wahrhaft sowjetrussische Zustände angenommen. Nur noch selten kommen Transporte in die Stadt, die natürlich bei weitem nicht ausreichen. Vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag stehen Frauen und Kinder vor den Geschäften Schlange, um kleine Rationen Lebensmittel zu bekommen. Die Anfang Oktober beschlossenen Lebensmittelkarten kamen erst im November zur Einführung, aber trotzdem gibt es die darauf verzeichneten Eßwaren nicht zu kaufen, da keine Lager mehr bestehen.

Kohlenzufuhr abgeschnitten

Schlimm ist die Kohlennot, da alle Zufuhren nach Madrid abgeschnitten sind. Wer sich im Sommer noch einen Vorrat angeschafft hat, muß jetzt erleben, daß seine Kohlenvorräte von den Bolschewisten beschlagnahmt werden. So geht man allmählich dazu über, Möbel und hölzerne Gebrauchsgegenstände als Heizung zu verbrennen.

Als Eßration steht der Bevölkerung je Person und Woche ein Kilogramm Linsen und Reis zur Verfügung. Wo Klagen über die unzureichende Versorgung laut werden, wird auf die demnächst eintreffenden Zufuhren aus Sowjetrußland hingewiesen. Es sind auch schon aus Moskau einige Lebensmittel gekommen, deren Güte allerdings sehr zu wünschen übrigläßt. Im übrigen blieb das, was bisher nach Madrid kam, den noch in Madrid gebliebenen Diplomaten und einigen Ausländern vorbehalten.

Verbrecherbilder über Trümmern

Die ganze Stadt bietet ein trostloses Bild. Leere Geschäfte, zerstörte Häuser, Mauertrümmer — und darüber große Plakate mit den Bildern Lenins, Stalins und anderer sowjetrussischer Verbrecher. In den neutralen Zonen, die General Franco verkündete und in die die nichtkämpfende Madrider Zivilbevölkerung zu ihrer eigenen Sicherheit ziehen sollte, haben sich zunächst eilig die Madrider „Behörden" angesiedelt. So beispielsweise die Polizeidirektion, das Gemeindeamt und der sogenannte Verteidigungsausschuß. Der Ansturm auf diese Gegenden war so groß, daß jetzt in Zwölfzimmerwohnungen mitunter 150 Menschen (!) in drangvoller Enge hausen.

Die Straße wird von der „Miliz", Gesindel in irgendwelcher Uniform, beherrscht, die jeden Vorübergehenden in wüster Weise anrempeln und belästigen. Die friedliche Bevölkerung wartet täglich und stündlich auf die Befreier. Sie wissen, daß Madrid auf die Dauer nicht zu halten ist, wissen aber auch, daß ihnen bis zum Fall der Stadt Schweres bevorsteht.

Haussuchungen sind an der Tagesordnung, und sie enden meistens mit einem Mord. Wehrlose Gefangene werden gefoltert und verstümmelt — das ist der „Sport" der jüdisch-bolschewistischen Anführer. Passanten und Kaffeehausgäste werden zu den Verteidigungsarbeiten vor den Toren Madrids gezwungen. Das geht so vor sich, daß bewaffnete Horden alle Gäste eines Kaffeehauses mit der Pistole in der Hand zwingen, hinauszumarschieren und die Erdarbeiten zu leisten.

„Undisziplinierte Mörderbande"

Der Verteidigungsausschuß wird von einem General Cleber geleitet, der als rechte Hand des berüchtigten Béla Khun gilt. Ein Oberst des französischen Generalstabs, der den Oberbefehl über die Madrider Streitkräfte führen sollte, gab nach drei Wochen diesen Auftrag zurück mit der Erklärung, es sei unmöglich, mit einer „undisziplinierten Mörderbande" zu arbeiten. Im übrigen „residieren" in Madrid 18 sowjetrussische Generalstabsoffiziere.

Die „Internationale Brigade" stellt sich als ein Verbrecherklub dar, dessen Mitglieder man zum großen Teil von Steckbriefen und polizeilichen Laufzetteln her kennt. Gegen 6000 Verbrecher aus allen Ländern haben sich hier unter der Anführung des früheren Abgeordneten Hans Beimler zusammengefunden, um ihre Schandtaten zu begehen. Beimler wurde kürzlich von seinen eigenen Spießgesellen ermordet. Im ganzen sind etwa 60 000 Waffenfähige in Madrid, von denen etwa 25 000 mit Gewehren und 10 000 mit Pistolen bewaffnet sind. Die übrigen haben militärische Ausbildung erfahren.

Ein Bataillon von Dirnen

Das früher 3000 Köpfe umfassende Frauenbataillon, das mit der Kolonne des Generals Mangada zusammengelegt worden ist, rekrutiert sich hauptsächlich aus den Gefängnissen entflohenen Dirnen und Verbrecherinnen. Sie führen ein erschreckend übles Leben, leben hemmungslos ihren Trieben und Süchten, krankhafte Entartungen sind an der Tagesordnung. 300 dieser Weiber mußten im September wegen unheilbarer Geschlechtskrankheiten erschossen werden. Heute ist allerdings die Bedeutung des Frauenregiments nur noch sehr klein. Dafür haben es einige Weiber verstanden, sich großen Einfluß zu sichern. Die Leitung des Mustergefängnisses beispielsweise liegt in den Händen der Freundin des Direktors, die eigenhändig über 300 Gefangene in den Kellern erschossen hat.

Ein beliebtes Spiel unter den roten Verbrechern ist es, um das Leben von Gefangenen zu würfeln und sie als Einsatz beim Kartenspiel zu bewerten. Wer gewinnt, kann sich irgendeinen Gefangenen als Schießscheibe aussuchen. Die Zahl der seit dem 18. Juli Erschossenen wird auf über 50 000 geschätzt. Täglich werden bis zu 500 Ermordete in den Leichenhallen eingeliefert. Manche Menschen sind beim Anblick dieser „Leichenmagazine" wahnsinnig geworden. Sogar zweijährige Kinder gehören zu den Erschlagenen.

Die jüdischen Drahtzieher verstehen es selbstverständlich, für sich bestens zu sorgen. Die Haussuchungen finden fast stets unter Leitung von Juden statt, unter denen sich vielfach aus Deutschland Ausgewanderte befinden. Eine der größten Schiebungen, die kürzlich aufgedeckt wurde, ist im Auftrage des jüdischen Botschafters von Moskau, Moses Rosenberg, durchgeführt worden. Er hat auch angeordnet, daß Wertgegenstände, Devisen- und Goldbeträge, die bei Haussuchungen „beschlagnahmt" werden, an ihn abzuliefern sind.

Spanisches Volksvermögen verschleppt

Die spanische Nationalbank, die einer der größten Goldschätze der Welt besaß, ist völlig verarmt. Ihre Tresore wurden mit Schweißapparaten geöffnet. Acht Gruppen roter Verbrecher waren 14 Tage lang mit der Ausplünderung beschäftigt. In Säcken wurde der Inhalt der Tresore nach Valencia und Cartagena geschickt.

Gold und Silber, in denen jeder bessere spanische Haushalt früher sehr reich war, wurde überall gestohlen, und die Verbrecher haben dabei so viel erbeutet, daß das Silbergeschirr eingeschlagen werden mußte, damit es beim Transport nicht so viel Platz einnahm. Ein roter „Detektiv", der wohl die Hälfte aller in Madrid erfolgten Verhaftungen veranlaßt hat, ist mit einem ungeheuren Vermögen, das er sich zusammengestohlen hatte, aus Madrid entflohen.

Die Tschekabüros, von denen in Madrid allein acht bestehen, haben als Beisitzer aus Deutschland emigrierte Juden, die ein hemmungsloses Schreckensregiment führen. Kein Wunder, daß die Flucht aus Madrid andauert. Etwa 300 000 Frauen und Kinder sind nach Katalonien abtransportiert worden. Wohnungen, in denen früher Deutsche, Italiener oder Portugiesen wohnten, wurden restlos ausgeplündert.

Freimaurergrüße aus aller Welt

Die Spanische Nationalbank hat ihre Reserven und Einlagen, wie schon gesagt, teils nach Valencia geschickt, um es von dort nach Frankreich und Belgien weiterleiten zu lassen. Erhebliche Beträge dieses spanischen Nationalvermögens gingen aber an internationale Juden, deren jüdischer Mittelsmann im Hotel Carlton in Amsterdam saß. Vom 24. Juli bis 5. Oktober hat die Spanische Nationalbank nach Originaldokumenten, die der Gewährsmann einzusehen Gelegenheit hatte, 1 450 000 000 Pesetas an dritte Personen überwiesen.

Trotz aller Greuel und des Zusammenbruches in Spanien, die mittlerweile der ganzen Welt bekannt wurden, scheuen sich die Freimaurer nicht, den spanischen Roten und ihrem internationalen verbrecherischen Anhang Sympathiekundgebungen zuteil werden zu lassen. Auch von solchen Dokumenten konnte unser Gewährsmann Kenntnis nehmen.

39

Abends waren sie drüben bei den Delthovens. Die Brüder Keller waren auch da und eine entfernte Verwandte der Gastgeber, eine alte, freundliche Dame. Fritz Keller sah sehr ernst aus. Hanni aber war gegen ihre sonstige Art blaß und still. Zum weit geöffneten Fenster kam wundervoller Duft. Die ersten Rosen standen in voller Blüte. Eine weiche, träumerische Stimmung herrschte in dem traulichen, großen Zimmer. Die Tür zur Veranda stand gleichfalls weit offen.

Spät am Abend saß man dort draußen in bequemen Korbstühlen. In der Luft hing ein Gewitter und machte Menschen und Tiere müde. Auch die Pflanzen träumten.

Da fiel ein fremder Name in die Stille.

„Doktor Tettenheim will hier ein großes Krankenhaus bauen. Daran war allerdings längst Mangel. Schwerere Fälle, die einen Eingriff einer ersten chirurgischen Kraft nötig machten, mußten immer bis in die Kreisstadt gebracht werden. Doktor Tettenheim soll ein guter Chirurg sein", hatte Herr Delthoven gesagt.

„Doktor Tettenheim? Ja, wer ist denn das nun wieder?" fragte Georg befremdet.

„Der Freund des neuen Gutsnachbarn. Ich traf heute früh die Auguste Jamer, da erfuhr ich denn so allerhand."

Maria blickte mit großen Augen auf Herrn Delthoven.

Tettenheim? Wer war das? Es war doch ein völlig fremder Name? War — war Hans Joachim nicht mehr mit Molström zusammen? Dann könnte sie doch nach ihrer Reise hierbleiben? Weshalb wollte sie dann ihr schönes friedliches Heim hier am Wasser aufgeben?

Es wurde ruhig in ihr. Die Unrast der letzten Wochen, die innerlich in ihr gewühlt hatte, ebbte zurück. Es war ein anderer, der mit Erik Molström gereist und mit ihm nun hierher in die neue schöne Heimat gekommen war.

Hans Joachim Stahl mochte irgendwo draußen in der Welt sich eine neue Existenz gegründet haben.

Doch — wenn sie blieb, mußte sie doch eines Tages mit Erik Molström zusammentreffen? War es dann nicht dasselbe? Denn er würde doch sicher noch mit Hans Joachim in Verbindung stehen und würde ihm dann alles mitteilen? Dann war es doch nicht ausgeschlossen, daß Professor Stahl kam, um sein Kind zu sehen, es ihr vielleicht gar zu nehmen?

Zu nehmen?

Dazu besaß er kein Recht. Niemals! Ihr gehörte Hans Dieter! Nur ihr!

Also mußte sie doch fort. Und sie hatte sich mit dem Gedanken an dieses Fortgehen ja auch bereits ausgesöhnt gehabt. Weshalb fiel es ihr nur so schwer?

Maria blickte in Georg Delthovens ernste Augen. Und da dachte sie:

„Wenn ich mich ihm doch anvertrauen könnte! Denn sie wissen doch nicht, wie alles kam, und wie schwer ich gelitten habe. Sie glauben es vielleicht zu wissen, aber sie wissen es doch nicht. Nein, nein, sie wissen es nicht."

Frau Delthoven schlug vor, noch ein bißchen in den Garten zu gehen. In den Zimmern wurde es unerträglich schwül, und selbst die Veranda brachte nicht genügend Kühlung. So promenierte man zu zweien durch den Garten. Angrenzend lag der Park mit seinen hohen, dunklen Bäumen. Dorthin verloren sich Jolanthe und Erich Keller, und auch Hanni und Fritz Keller.

Maria ging neben Herrn Delthoven. Und Lona hatte sich bei Georg eingehängt, mit süßem Lächeln zu ihm emporblickend. Frau Delthoven war bei der Kusine ihres Mannes zurückgeblieben, da die alte Dame ein bißchen schwach auf den Füßen war und man sie doch nicht allein zurücklassen konnte.

„Mein Vater sagte mir, daß Sie verreisen. Darf ich Ihnen schon heute viel Vergnügen dazu wünschen?"

Hanni hatte es leise gefragt, weil sie es nicht länger aushielt, so schweigsam neben ihm dahingehen zu müssen.

„Ja!" meinte er wortkarg. „Ich werde auf längere Zeit von hier fortgehen. Es ist besser für mich."

Nun schwieg sie ratlos auf diese Worte. Ihr ganzes junges Herz zuckte in Schmerz und Weh — aber sie konnte sich ihm doch nicht anbieten? Hatte sie ihm denn wirklich so weh getan, durch ihr schnippes Gebaren und ihre Abwehr, sobald er ihr einmal etwas sagen wollte? Und sie hatte doch täglich Jolanthes großes, wahres Glück gesehen. Weshalb hatte sie sich so vor Fritz Keller gefürchtet, trotzdem sie ihn doch so innig liebte?

„Wie finden Sie eigentlich die kleine Frau Lona? Ein bezauberndes Persönchen — meinen Sie nicht?"

Hanni zuckte zusammen. Hatte Fritz Keller diese Worte wirklich gesprochen, und wußte er nicht, wie weh er ihr damit tat?

Der blonde Kopf des Mädchens sank auf die Brust. Hanni weinte heiße Tränen, denn sie glaubte jetzt zu wissen, weshalb Fritz Keller fort wollte. Sicherlich hatte ihn der Kobold, die Lona, abgewiesen, denn sie schien es doch jetzt auf Georg abgesehen zu haben. Ob ihr ernster, gereifter Bruder wirklich auf Lona Bonelli hineinfallen konnte? Niemals war sie doch eine Frau für ihn.

Hanni dachte wieder an ihren eigenen Schmerz. Fritz Keller liebte sie nicht mehr. Er wollte fort! War denn das nur auszudenken? Und sie hatte seine Liebe leichtsinnig hingenommen, ohne zu bedenken, daß er doch auch ein reifer Mann war, der sich von einem kleinen, übermütigen Mädel nicht an der Nase herumführen lassen konnte.

Nun hatte sie seine Liebe verloren. Wie furchtbar das war!

Fritz Keller blickte auf das gesenkte Köpfchen.

Doch er kam ihr nicht mehr entgegen. Er konnte es nicht. Zu tief hatte ihn ihr kindisches Gebaren verletzt. Und er liebte sie doch noch immer, das liebe, kernige Mädel.

(Fortsetzung folgt.)

Von Woche zu Woche

Randbemerkungen zur Zeitgeschichte.

Das Kantonsgericht Graubünden in Chur hat den Juden David Frankfurter wegen vorsätzlichen Mordes an dem Landesgruppenleiter der Schweiz der NSDAP., Wilhelm Gustloff, dem Antrage des Anklagevertreters entsprechend zu achtzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Auf die gleiche Zeit wurden dem Mörder die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt, ferner wurde auf lebenslängliche Landesverweisung erkannt und der Verurteilte zum Ersatz des durch das Verbrechen verursachten Schadens verpflichtet sowie zur Tragung der Gerichtskosten. Mit dieser Urteilsverkündung ist der kriminell prozessuale Teil des Falles Frankfurter abgeschlossen. Aber es darf nicht übersehen werden, daß die politische Seite nach jeder Richtung hin zu klären bleibt. Wer waren die Hintermänner, wer hat Frankfurter zum Mord angestiftet? Der Gang der Verhandlung und seine Begleiterscheinungen haben deutlich verraten, daß die Weltliga zur Abwehr des Antisemitismus die Verteidigung des Mordjuden übernommen hatte und die Verteidigung so aufzog, als ob Frankfurter ein Opfer des Nationalsozialismus geworden ist, obgleich er selbst erklärte, bei seinem Aufenthalt in Deutschland nicht belästigt oder geschädigt worden zu sein, ebensowenig wie seine in Deutschland lebenden Angehörigen. Die Aufzeichnungen des Mordplanes auf der Zigarettenschachtel verrieten, daß ihm jemand Angaben für den Mord machte, die er sich kurz skizzierte. Die Klärung der Frage nach den Hintermännern aber ist Sache des nationalsozialistischen Deutschlands, und die Antwort auf diese Frage wird nicht ausbleiben.

Der ungarische Innenminister von Kozma weilte auf Einladung des Reichsministers Dr. Frick fast eine Woche in Deutschland, um die Einrichtungen des Dritten Reiches kennenzulernen. So besuchte der hohe Gast den Reichsarbeitsdienst und besichtigte seine verschiedenen Arbeiten. Der ungarische Minister bezeichnete den Arbeitsdienst als eine ganz hervorragende Einrichtung, die alle seine Erwartungen übertroffen hätte. Den Aufbau der deutschen Polizei, des Reichsgesundheitsdienstes und des Winterhilfswerkes verfolgte der Minister mit dem größten Interesse. Bei einem Empfang beim Führer wurden die schwebenden politischen Fragen behandelt. Minister von Kozma kehrte nach seiner Versicherung mit der Ueberzeugung in seine Heimat zurück, daß seine Reise zur Förderung der deutsch-ungarischen Beziehungen erheblich beigetragen hätte.

Aus dem Fernen Osten kommen wieder einmal Alarmnachrichten. Jahre hindurch herrschte im Reich der Mitte Bürgerkrieg, der durch Moskauer Agenten geschürt wurde und große Blutopfer gefordert hat. Als Retter in all diesen Wirren trat General Tschiangkaischek auf, der die Pläne der Moskowiter zerstörte und das stark erschütterte Land vor dem völligen Ruin rettete. Nachdem er mehrere Revolten gegen die Nanking-Regierung unterdrückt hatte, schien Nord- und Südchina ein geeintes Land zu sein. Die Moskowiter ließen aber keine Ruhe und holten zu einem neuen kräftigen Schlag aus, nicht nur, um in China erneut den Bürgerkrieg zu entfachen, sondern auch, um einen Konflikt zwischen China und Japan zu inszenieren. In dem jungen ehrgeizigen Marschall Tschanghsueliang hatte Moskau ein gefügiges Werkzeug für seine Pläne gefunden, die darauf hinausgingen, aus China ein zweites Spanien zu machen. Tschanghsueliang ließ den General Tschiangkaischek gefangennehmen. Lange Zeit herrschte über das Schicksal Tschiangkaischeks Ungewißheit. Nach den letzten Berichten befindet er sich nun in Sianfu wohlauf. General Tschiangtingwen war kürzlich von Tschiangkaischek zum Befriedungskommissar in Shensi, Ninghsia, Kansu ernannt worden. Dadurch war tatsächlich die Militärgewalt im Nordwesten auf ihn übergegangen. Dies dürfte einer der Gründe der Unzufriedenheit Tschanghsueliangs und seiner Unterführer sein. Die japanische Regierung verfolgt die Entwicklung mit ernster Sorge, weil der Ausgang des Zwischenfalles auch für Japan starke Rückwirkungen haben kann. Der japanische Außenminister soll auf die Pressemeldungen verwiesen haben, nach denen Tschanghsueliang sich für die Zusammenarbeit mit den Kommunisten und für den Widerstand gegen Japan einsetzen soll. Japan erwartet von China wirksamste Maßnahmen dagegen, da eine Bolschewisierung Chinas die Sicherheit Japans und den Frieden im Fernen Osten gefährden würde.

Vor einigen Wochen wurde in Buenos Aires die große amerikanische Friedenskonferenz durch Präsident Roosevelt eröffnet. Die Verhandlungen haben nun zur Annahme einer ersten Friedenskonvention geführt. Es handelt sich um eine allgemeine Proklamation, aber das Problem ist noch nicht gelöst. Dieses Problem ging von der Tatsache aus, daß sich die Hoffnungen auf den Genfer Völkerbund auch nach der Meinung der meisten mittel- und südamerikanischen Staaten nicht erfüllt haben. Nur Saawedra Lamas, Träger des Nobel-Friedenspreises und Außenminister Argentiniens, hält an dem Genfer Ideal fest und möchte möglichst alle amerikanischen Staaten nach Genf bringen. Dieses Ziel läßt sich aber nicht verwirklichen. Denn Roosevelt hat vor und nach seiner Wahl deutlich erklärt, daß ein Beitritt der Vereinigten Staaten zum Völkerbund nicht in Frage käme. Um nun eine ähnliche Einrichtung zu schaffen, haben die Vereinigten Staaten in Buenos Aires ein Projekt vorgelegt, das die verschiedenen Friedenspakte vereinigen und Friedensgarantien geben soll. Dieses Projekt ist ähnlich der Genfer Einrichtung, schafft aber nicht die enge Bindung. Domingo will sogar einen amerikanischen Völkerbund, doch dürfte dieser Vorschlag kaum Wirklichkeit werden.

Deutschlands Kolonialforderungen

Wachsendes Verständnis im Ausland.

In den letzten Tagen ist die deutsche Kolonialfrage mehrfach aufgerollt worden. In London hat Botschafter von Ribbentrop zu diesem Thema gesprochen und Reichsbankpräsident und Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht hat in einer englischen Zeitschrift zu diesem Problem Stellung genommen. In ausländischen Kreisen zeigt sich seit einiger Zeit immer mehr Verständnis für diese so wichtige Frage.

Die mit einer Zuschrift Lord David Cecils an die „Times" eingeleite Erörterung der Kolonialfrage wird mit einem Brief von E. N. Bennett fortgesetzt. Der Verfasser schreibt, daß die deutschen Kolonialforderungen nicht auf unbestimmte Zeit ignoriert werden könnten. Er sei überzeugt, daß jeder Deutsche unmöglich vergessen könne, daß im Widerspruch zu dem Buchstaben und Geist der 14 Punkte Wilsons und trotz des von Lloyd George gegebenen Versprechens Deutschland seiner gesamten Kolonialbesitzungen beraubt worden sei.

„Wer unter uns", so schreibt Bennett, „will bestreiten, daß der Versailler Vertrag durch verschiedene Forderungen entstellt wurde, die später im kühleren Licht der Vernunft und Erfahrung gesehen, hart, rachsüchtig und nicht zu verteidigen zu sein scheinen." Jeder sei ein Optimist, der sich einbilde, das neue Deutschland mit seiner großen Bevölkerung und seiner ungeheuren Kraft werde auf unbestimmte Zeit die Tatsache hinnehmen, daß es allein von allen Mächten für immer ohne Kolonien sein solle.

Die in Lissabon erscheinende Zeitung „Correio do Minho" beschäftigt sich in ihrem Leitartikel ebenfalls mit Deutschlands Anspruch auf Kolonien. Das Blatt schreibt, es sei nunmehr die Zeit gekommen, Deutschland Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Der Versailler Vertrag bedeute auf kolonialem Gebiet nichts anderes, als eine Vergewaltigung eines großen Landes, die heute nicht mehr verstanden werde. Die Menschheit hätte durch die Enteignung Deutschlands und durch die Hinführung unter Mandatsverwaltung des früheren deutschen Kolonialbesitzes an England, Südafrika und Frankreich keinerlei Vorteile. Deutsch-Südwestafrika war eine Wüste und wurde durch die disziplinierte und systematische Arbeit Deutscher erschlossen. Dasselbe treffe auf Deutsch-Ostafrika zu, das bis zur Erschließung durch Deutschland ungesund und unfruchtbar war.

Böswillige Entstellung

Das Reichskriegsministerium zu einer Havasmeldung.

Im Zusammenhang mit einer von der Agentur Havas verbreiteten Meldung, wonach das Panzerschiff „Deutschland" den englischen Dampfer „City of Oxford" auf der Höhe der portugiesischen Küste nach Herkunft und Reiseziel gefragt haben soll, gibt das Reichskriegsministerium folgendes bekannt:

„In der deutschen Kriegsmarine, wie auch in Marinen anderer Länder ist es üblich, in See mit begegnenden Schiffen in Signalverbindung zu treten, wobei allgemein Abgangsort und Bestimmungsort ausgetauscht werden. Es entspricht dies einem internationalen Höflichkeitsbrauch und dient andererseits zur Schulung des Signalpersonals im internationalen Signalverkehr.

Im vorliegenden Falle handelte es sich nicht um das Panzerschiff „Deutschland", da sich das Panzerschiff „Deutschland" schon seit längerer Zeit in seinem Heimathafen Wilhelmshaven befindet. Vielmehr hat Kreuzer „Nürnberg" am 14. Dezember mit dem Dampfer „City of Oxford" in Signalverbindung gestanden. Der Dampfer hat während des Signalverkehrs unaufgefordert, wie dies der Gepflogenheit entspricht, Abgangs- und Bestimmungsort mitgeteilt. Der in freundschaftlicher Weise abgewickelte Signalverkehr endete mit beiderseitigen Wünschen für eine gute Fahrt.

Die Meldung der Agentur Havas stellt demnach eine willkürliche und böswillige Entstellung dar."

Aus aller Welt

Straßenbahnunfall in Wien. Zwischen der Wiener Hochbahn und der Straßenbahn ereignete sich an einer Stelle, wo sich die beiden Streckenführungen in Straßenhöhe kreuzen, ein schwerer Zusammenstoß. Ein Straßenbahnwagen wurde aus den Geleisen geworfen und vollkommen zertrümmert. Vier Personen wurden schwer und zahlreiche Fahrgäste leichter verletzt.

Der deutsche Rundfunk nachahmenswert. Bei der Aussprache im englischen Unterhaus über den neuen Staatsvertrag der Britischen Rundfunkgesellschaft bemängelte der Oppositionsliberale Graham White die Programmgestaltung, wobei er den deutschen Rundfunk als nachahmenswertes Beispiel hinstellte. Das deutsche Rundfunksystem, so erklärte er, habe höchst bewundernswürdige Programme, bei denen es schwierig sei, festzustellen, wo die Unterhaltung aufhöre und die Propaganda anfange. Wenn man sich vor Augen halte, daß der deutsche Rundfunk der Sonne rund um das Britische Reich folge, so sei es jedem klar, daß die Britische Rundfunkgesellschaft für die britischen Dominions ein konkurrenzloses Programm haben müsse.

Veteran dreier Kriege gestorben. Nach kurzer Krankheit ist der Senior des Kriegsinvalidenhauses in Berlin, der Oberstleutnant a. D. Hermann Retzlaff, im 92. Lebensjahre gestorben. Mit ihm ist einer der wenigen noch Ueberlebenden der deutschen Einigungskriege von 1864, 1866 und 1870/71 dahingegangen. Im Kriege 1870/71 zweimal schwer verwundet, war er Inhaber des Eisernen Kreuzes zweiter Klasse von 1870/71. Im Jahre 1919 war er in das Kriegsinvalidenhaus in der Scharnhorststraße zu Berlin übergesiedelt.

Rund um die Woche

Wo kann es weihnachtlicher sein als in einem Lande, das so von sich sprechen darf, das die notüberwindende Volksgemeinschaft zum Prinzip alles Handelns erhoben hat? Das größte Volksverbrechen ist ein Verstoß gegen diese Gemeinschaft. Es hat vor nicht allzu langer Zeit eine Reihe von Menschen solche Verstöße mit der Ausbürgerung büßen müssen — sie sind ausgestoßen aus dem Volke. Jetzt wird reuigen Sündern, deren Egoismus sie zu Devisenverbrechen verleitete, eine letzte Gelegenheit geboten, sich straflos in die Volksgemeinschaft wieder einzureihen, durch die Verkündung einer letzten Amnestie. Wir kennen diese Sünder nicht, aber wohl jeder wünscht, daß sie die Kraft und die Ehrlichkeit aufbringen mögen, ihren Devisenbesitz zu melden. Sie geben der Gemeinschaft damit, was der Gemeinschaft gehört, und sich selbst schenken sie den inneren Frieden wieder. Und wäre der Gabentisch der Weihnacht noch so reich gedeckt, wer könnte innerlich freien und frohen Herzens das Fest feiern mit der Sünde des Verrats an der Volksgemeinschaft auf dem Gewissen?

Doch wenden wir unsere Gedanken davon ab, blicken wir auf das frohe Treiben der letzten Tage der Vorbereitungen. Der Weihnachtsmann geht um in den deutschen Landen. Unzählige Pakete werden ausgetragen, und überall rüstet man im Dienste des Winterhilfswerkes zu besonderen Weihnachtsfeiern. Wir erleben hierbei den großartigsten Sieg der Opferkraft unseres Volkes. Unzählige Menschen sind bis zum letzten Tag bereit, ihre Zeit hinzugeben an das Werk der Gemeinschaft, Zeit, die für jeden in diesen Tagen doppelt kostbar ist. Dieses Opfer ist fast noch bewundernswerter als die Mobilisation so riesiger Mittel im Kampfe gegen die Not. Nicht ohne Sorgen erkennen wir die dunklen Strömungen, die die Welt beunruhigen, aber unser Volk darf getrosten Mutes sein, denn dieser Opfergeist, dieser unbeugsame Wille zur Volksgemeinschaft ist ein schier unwägbarer Garant dafür, daß uns der Frieden gesichert bleibt, der die Hoffnung der Weihnacht ist. Wir wissen uns vom Schicksal begnadet, daß es uns Führer gab, die die Probleme der Zeit zu meistern verstehen, und aus Millionen Herzen wird in den Feiertagen der Dank aufsteigen dem Manne gegenüber, der uns den inneren und äußeren Frieden gab und bewahrte.

Bald werden die Kerzen des Weihnachtsbaumes angezündet. Der Kalender war so freundlich, uns in diesem Jahre einen Feiertag mehr zu schenken, als ob es das Schicksal so gewollt habe, daß der schönsten Weihnacht des deutschen Volkes diese Zugabe gewährt werde. Möge jeder Deutsche es aus vollem Herzen genießen, möge jeder aus dem Fest des Friedens und der Liebe, aus dem Fest der deutschen Familie reiche Früchte in den Alltag mit hinübernehmen, das ist unser Weihnachtswunsch!

Mellior.

Wollen Sie lachen?

Dann lesen Sie diese „Kathederblüten".

Zu den schönsten Blüten des bunten Blumenstraußes des Humors gehören zweifellos die sogenannten „Kathederblüten". Die kräftige Wirkung auf die Lachmuskeln verdanken sie ihrer Ursprünglichkeit und Absichtslosigkeit. Wie schon die Bezeichnung andeutet, entstehen diese Blüten auf dem Katheder und entschlüpfen dem Lehrer oder Gelehrten, dessen Gedanken schon den Worten vorauseilen. Ein solcher Mann ist der Professor Galetti, trotz seines italienischen Namens ein guter Deutscher, gewesen. Er ist der Verfasser zahlreicher geschichtlicher und geographischer Werke, die seinerzeit — er lebte von 1750 bis 1828 — sehr geschätzt wurden. Von denen ist heute nicht mehr die Rede, sie sind längst überholt, aber unsterblich ist Galetti durch seine Kathederblüten geworden, und von ihm unterrichtet zu werden, muß wirklich eine kurzweilige Sache gewesen sein. Die meisten seiner Blüten sind verlorengegangen, aber etwa vierhundertfünfzig sind der Nachwelt erhalten. Hier ein kleiner Strauß:

„Was die Farbe des Mondes anbetrifft, so ist sie gewöhnlich groß."

„Als der Prophet Zacharias gestorben war, nahm er eine andere Lebensweise an."

„Medea schaffte dem Jason Gelegenheit, den Minotauros zu töten, nein, es war ein anderer Ochse, der das goldene Vließ brachte."

„Es ist eine häufige Erscheinung in der römischen Geschichte, die aber nicht oft vorkommt."

„Wäre Caesar nicht über den Rubicon gegangen, so läßt sich gar nicht absehen, wohin er noch gekommen wäre."

„Richard der Dritte ließ alle seine Nachfolger hinrichten."

„Die venezianische Verfassung war eine gemischte Aristokratie, aus der schwer herauszukommen war."

„Die Kälte wächst gegen den Nordpol zu um 10 Grad, zuletzt hört sie ganz auf."

„Ich bin jetzt aus dem Konzept gekommen, aber Sie dürfen mich darin nicht stören."

„Wer über diesen Gegenstand etwas Schriftliches nachlesen will, findet es in einem Buch, dessen Titel mir leider entfallen ist. Es ist aber das 42. Kapitel."

„Der Tiger, der Leopard und der Panther lassen sich nur durch ihr Fell unterscheiden, das bei allen dreien bunt ist."

*

Diese Kathederblüten sind gesammelt — 451 an der Zahl — in einem Büchlein erschienen, das von Arthur Hübscher herausgegeben, jetzt im Verlag R. Piper & Co., München, erschienen ist. Die unfreiwillige Komik dieser Blüten ist herzerquickend. Wer einmal fröhlich lachen will, der soll sie lesen.

Verpackungsmaterial sparen! Zur Verpackung und zum Versand mannigfaltiger Waren werden vom deutschen Handel vielfach Jutesäcke und neue Blechemballagen verwendet. Der Auslandsbezug von Jute und von gewissen Metallen ist zur Zeit durch die angespannte Devisenlage schwierig. Zur Entlastung des Bezuges derartiger Rohstoffe empfehlen wir zu Verpackungszwecken die großen Mengen gebrauchter Fässer, die augenblicklich unverkäuflich in den deutschen Böttchereien und Faßhandlungen lagern und verkommen. Diese Fastagen eignen sich sehr gut als Verpackungsmaterial und können durch Facharbeiter schnellstens zu vielerlei Zwecken hergerichtet werden. Devisen und Rohstoffe, wie Eisen und Holz, können erhalten und nützlicher verwendet werden, wenn mit diesem Verpackungsmaterial systematischer und sparsamer umgegangen würde.

Der Weihnachtsfeiertage halber fällt die Freitag-Nummer der Fehrbelliner Zeitung aus. Die nächste Ausgabe der Fehrbelliner Zeitung erscheint am Montag nachm. zu gewohnter Zeit.

* **Am Heiligabend** ist der Geschäftsschluß für die hiesigen Geschäfte nachmittags 5 Uhr.

* **Die Militärrenten** werden am Montag, den 28. Dezember, die Invalidenrenten am Mittwoch, den 30. Dezember gezahlt.

NSG.-Kraft durch Freude.

Am 2. Weihnachtsfeiertag findet im Hotel „Hohenzollern" ein Weihnachts-Konzert statt, bei dem Irene Tourneau-Gustavs ihre Mitwirkung zugesagt hat. Es wird ein Abend, der sich würdig den bisherigen Veranstaltungen anreihen wird, von dem die Volksgenossen, die „vergessen" teilzunehmen, am nächsten Tage sagen: „Ja, wenn wir gewußt hätten, daß es so schön wird".

Am 3. Januar 1937 findet eine Fahrt nach Berlin statt, an der jeder Volksgenosse teilnehmen kann, auch wenn er die Veranstaltungen „Fußballspiel im Olympiastation" und „Clou" nicht besuchen will.

Am 15. Januar 1937 spielt die seit langem erwartete „Klingebühne" im Hotel Stadt Magdeburg, anschl. Tanz.

Weihnachtsfeier des WHW.

Mit freudigen Erwartungen und frohem Gesicht eilten Kinder und Eltern zu der am Montag im „Hohenzollern", abends 18.30 Uhr festgesetzten Weihnachtsbescherung, die vom WHW. auch in diesem Jahre für die von ihr betreuten Volksgenossen veranstaltet wurde. Der Ortsgruppenleiter, Bürgermeister Reuther, eröffnete den Abend mit einer kurzen Ansprache, in der er darauf hinwies, daß das WHW. und diese Weihnachtsfeier den Wünschen Adolf Hitlers gerecht werde, dessen Sorge vor allem auch denjenigen Volksgenossen gelte, die vom Schicksal nicht so begünstigt wurden. Kein Land der Erde ist in der Lage eine solche Volksgemeinschaft aufzuweisen, wie sie in Deutschland durch unseren Führer geschaffen worden ist und sich noch weiter entwickeln wird. Innerhalb dieser Volksgemeinschaft ist es für alle Volksgenossen eine selbstverständliche Pflicht, dort zu helfen, wo Mangel ist. Nach dem Sieg Heil auf den Führer folgten Weihnachtslieder und von Kindern vorgetragene Gedichte, sowie das bereits am Vorabend auf der Feier der Schule gezeigte lustige Weihnachtsspiel von Else Werkmeister „Die Eispolizei im Weihnachtswald", das auch diesmal wieder begeisterten Anklang fand. Im zweiten Teil des Abends, in dem die neu geschaffene Hausmusik, unter der Leitung von Pg. Zeitler für musikalische Unterhaltung sorgte, wurden alle Anwesenden mit Kaffee, Kakao und Weihnachtsgebäck bewirtet, und dann erschien auch der lang ersehnte Weihnachtsmann mit seinen reichen Gaben an Aepfeln, Nüssen und Spielsachen aller Art für die etwa 140 Kinder. Laute Fröhlichkeit und herzliches Lachen der Kleinen spiegelten die Freude und erfüllten Erwartungen wieder. Aber auch die Eltern gingen nicht leer aus. Für sie hatte der Weihnachtsmann in besonderer Weise gesorgt. Große Pakete mit allen möglichen Gebrauchsartikeln, Kleidungsstücken, Strümpfen, Stiefeln usw. ließen die Sorge erkennen, die das WHW. auch in diesem Jahre wieder in so reichem Maße, dank der Opferfreudigkeit des gesamten deutschen Volkes, seinen 400 zu betreuenden Volksgenossen zur Verfügung stellen konnte. Mit Freude im Herzen und innigem Dankgefühl, das auch oftmals beredten Ausdruck beim Abschied von den Helfern fand, schieden die Beschenkten von der diesjährigen Weihnachtsfeier.

Goldenes Ehejubiläum.

In seltener Rüstigkeit begeht unser Mitbürger, der Eisenbahn-Bauinspektor i. R. Franz Broeck und seine Ehefrau, Anna geb. Kelch, am 28. Dezember 1936 das Fest der goldenen Hochzeit. Der Jubilar ist am 2. Mai 1861 in Germersdorf bei Guben geboren, steht also heute im 76. Lebensjahr. Seine Ehefrau stammt aus der Fehrbelliner Gegend und ist heute 72 Jahre alt. Broeck besuchte das Gymnasium zu Guben und erlernte alsdann das Bauhandwerk, um seine technische Ausbildung in Höxter zu vollenden. Am 1. Juni 1887 wurde er von der damaligen Paulinenaue—Nuppiner Eisenbahn-Gesellschaft als Bahnmeister für Fehrbellin angestellt und hat sich im Laufe der Jahre zum Eisenbahn-Bauinspektor emporgearbeitet, als welcher er vor einigen Jahren in den Ruhestand trat. In seinem privaten Leben hat er sich besonders den Interessen der Schützengilde gewidmet, der er am 4. August 1888 als Mitglied beitrat. Auch hier lernte man seine Arbeitskraft und seinen Eifer für die Gilde schätzen, und nachdem er in den Vorstand eingetreten war, übertrug man ihm bald die Würde des Hauptmanns und am 31. Juli 1913 auch die des Vorsitzenden. Während der Dauer seiner Mitgliedschaft hat er sämtliche Orden und Ehrenzeichen sich erworben, welche die Gilde zu vergeben hat. Unter seiner Leitung war die Gilde zu hoher Blüte gelangt. Er vertrat ihre Interessen bei allen Bundesschützenfesten und hat noch heute als 76jähriger die Führung der Gilde inne. Ihm treu zur Seite stand von jeher seine Frau Anna geb. Kelch, die sich ebenso wie er selbst der besten körperlichen und geistigen Frische erfreut. Wir wünschen dem Jubelpaare viel Glück und Segen auf ihrem ferneren Lebenswege.

Der Kirchplatz.

Seit seiner Neuanlage hat der Kirchplatz den zweiten Sommer hinter sich. Gewiß, es wird noch einige Jahre dauern, bis die aus immergrünem, winterhartem Liguster bestehende Hecke bis zur Höhe des Zaunes emporgewachsen ist. Dann erst wird die gesamte Anlage gewissermaßen ein Gesicht bekommen. Immerhin ist die Hecke gut angewachsen, auch an den schattigen Stellen. Leider mußten im Herbst 40 Pflänzchen zur Ergänzung der Hecke eingesetzt werden, größtenteils auf der Ostseite des Kirchplatzes am Rand der Zufahrt. Dort sind eine Reihe von Pflanzen von Kindern zertreten worden. Trotz mannigfacher Verbote spielen die Kinder immer wieder Ball am Rand des Platzes. Bisweilen fliegt der Ball auf den Rasen. Statt sich den Umweg durch das Tor zu machen, klettern die Kinder über den niedrigen Zaun, beschädigen diesen dabei und zertreten die innerhalb des Zaunes befindliche Hecke. Die Bevölkerung, insbesondere die Anwohner des Platzes sind herzlich gebeten, diesem Unwesen zu steuern. Sie fördern dadurch nicht unwesentlich die Verschönerung unserer Stadt. Denn wenn es auch noch eine Weile dauern wird, bis die gesamte Kirchplatzanlage ein bestimmtes Gepräge erhält, so fallen bereits jetzt die Rasenflächen, die anstelle der einstigen „Gänseweiden" und „Brennesselplantagen" entstanden sind, wohltuend ins Auge. Gartenbauarchitekt Herbst hat die Rasenfläche mit viel Sorgfalt angelegt, und Gartenbauarchitekt Wohlrab, der Hecke, Bäume und Sträucher angepflanzt hat, hat sich im vorigen Sommer redlich darum bemüht, daß der Rasen gewissermaßen aus dem Gröbsten herauskam. Ständige Pflege, regelmäßige Besprengung durch einen besonderen Rasensprenger haben das Ihre dazu getan, daß der Rasen sich auch in diesem Sommer gut weiter entwickelt hat. Besonderes Verdienst um den gesamten Kirchplatz und den Platz um das Denkmal an der Ostseite der Kirche hat sich aber Eisenbahn-Bauinspektor i. R. Broeck erworben, der die gesamten Erdumwälzungs- und Planierungsarbeiten ehrenamtlich vorbereitet, bewacht und geleitet hat. Auch hat sich der von ihm geführte Verschönerungsverein nicht unwesentlich an der Ausgestaltung des Platzes beteiligt. Auch an dieser Stelle sei Eisenbahn-Bauinspektor Broeck, der am 28. Dezember das Fest der Goldenen Hochzeit feiern darf, herzlicher Dank für seine Mitwirkung an der Verschönerung unserer Stadt abgestattet.

Verräter.

Dem Inhalt des Films liegen tatsächliche Begebenheiten der Gegenwart zugrunde. Wer weiß, wie oft unsere Augen gleichgültig über eine Zeitungsanzeige gehen, hinter denen Verräter stehen, die den Verrat suchen! Wissen wir, welche Augen es immer sind, die, wie bei dem Geheimagenten und „Flugzeugmechaniker Schultz" in glühendem Interesse aufleuchten, wenn wir einer über unserer Stadt fliegenden Flugzeugtype gedankenlos nachschauen! Diese tollkühne, wahnwitzige Flucht mit einem Flugzeug neuesten Typs, weg vom Werkflugplatz, ist Krieg von heute: Krieg gegen die unsichtbare Macht der Spionage, seine atemstockende Verfolgung durch Fliegerstaffeln, Wasserflugzeuge und Torpedoboote, bis das Flugzeug mit dem am Steuer sitzenden schwerverwundeten „Mechaniker" taumelt — stürzt — fällt — sich noch einmal auffängt, verzweifelt gegen Flakfeuer und Einkreisung kämpft und im jähen Sturz in der hochaufspritzenden Gischt der See verschwindet. — Kampf im Dunkeln von heute, wenn auf nächtlichen Chausseen die Scheinwerfer rasender Motorräder und Autos, in denen Polizisten dem D-Zug Berlin—Hamburg mit den geflüchteten Spionen nachjagen, die Finsternis durchbohren, deren Undurchdringlichkeit schließlich die letzten Schreie des gurgelnd im Moor Versinkenden aufnimmt. Um diesen Film zum genauen Abbild der Wirklichkeit werden zu lassen, wurden als bereitwillige Helfer eingesetzt: Der Abwehrdienst, Die Geheime Staatspolizei, Deutsche Panzerwagengeschwader, Deutsche Hochseeschiffe der Marine, Deutsche Kampffliegerverbände.

Märkische Umschau

Brandenburg (Havel). Leichtsinn fordert ein Menschenleben. In ein Baugeschäft sollte ein längeres Transportband befördert werden. Da die Einfahrt sehr eng ist, mußte das Transportband quer zur Straße gestellt werden, so daß es einen großen Teil der Fahrbahn sperrte. Man hatte es aber unterlassen, zur Sicherung der Gefahrenstelle Lampen an dem Band anzubringen oder jemand zu beauftragen, herankommende Kraftwagen durch Zeichen zu warnen. Der Führer eines Postkraftwagens, der 49jährige Postschaffner Munke, hat das etwa zwei Meter über dem Erdboden befindliche Transportband aber nicht wahrgenommen und ist dagegengefahren. Er erlitt so schwere Kopfverletzungen, daß er auf der Stelle tot war.

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Walter Ewald.
Druck und Verlag Walter Ewald, sämtlich Fehrbellin.
D. A. XI. 36: 372 Zur Zeit ist Preisliste Nr. 5 gültig.

Kirchl. Nachrichten.

Die Morgenandachten in dieser Woche fallen aus. Die nächste Andacht findet am Montag, den 28. Dezember zur gewohnten Zeit statt.

Mittwoch, den 23. Dezember, 1/2 6 Uhr Mädchenjungschar.

Donnerstag, den 24. Dezember, Heiligabend, 6 Uhr Christvesper in der Kirche, Pfarrer Lic. Dr. Harder.

Die beiden Festgottesdienste, am Heiligabend die Christvesper und am 1. Feiertag der Weihnachtsfestgottesdienst finden unt. Mitwirkung des Posaunenchores statt.

Freitag, den 25. Dezember, 1. Weihnachtsfeiertag, 1/2 10 Uhr Weihnachtsfestgottesdienst in der Kirche, Pfarrer Lic. Dr. Harder, 1/2 11 Uhr Weihnachtsfeier des Kindergottesdienstes, Pf. Lic. Dr. Harder.

Sonnabend, den 26. Dezember, 2. Weihnachtsfeiertag, 1/2 10 Uhr Gottesdienst, Superintendent i. R. Harder. Anschließend Beichte und Feier des Hl. Abendmahls.

Sonntag, den 27. Dezember, 1/2 10 Uhr Gottesdienst im Vereinshaus, Pfarrer Lic. Dr. Harder, 1/2 11 Uhr Kindergottesdienst.

Die Sprechstunden

der Deutschen Arbeitsfront, Ortswaltung Fehrbellin fallen über Weihnachten aus.

Die erste Sprechstunde wieder **Mittwoch, den 6. Januar** und dann wöchentlich Mittwochs abends.

Der Ortsobmann Niese.

Märkische UT-Lichtspiele
im Hotel „Hohenzollern" Fehrbellin

Am 1. Weihnachtsfeiertag 2 Vorstellungen 5 u. 8 Uhr

„Verräter"

ein Ufa-Film mit **Willy Birgel, Lida Baarova, Irene v. Meyendorff, Theodor Loos, Rudolf Fernau, Herbert A. Böhme, Heinz Welzel, Paul Dahlke.** Drehbuch: Leonhard Fürst. Musik: Harald M. Kirchstein. Spielleitung: Karl Ritter.

Um unabwendbare Geschehnisse und tragische Spannungen kreisen die Schicksale kaltblütiger Spione und schwacher, erpreßter Menschen, die zum Verräter ihres Vaterlandes werden.

Dazu: Kulturfilm **Das Paradies der Pferde, Wochenschau.**

Jugendliche unter 14 Jahren haben keinen Zutritt! Besuchen Sie bitte der Ueberfüllung wegen die 5 Uhr Vorstellung. Zur 8 Uhr Veranstaltung werden nur 80 ₰ Karten verausgabt.

Um pünktliches Erscheinen bittet **Fritz Mertens.**

Die Anzeige ist das beste Werbemittel!

Die Polizeistunde

wird für den 1., 2 und 3. Weihnachtsfeiertag bis 3 Uhr und in der Silvesternacht bis 4 Uhr morgens verlängert.

Der Bürgermeister als Ortspolizeibehörde.

Für den 3. Weihnachtsfeiertag dürfen nur solche Verkaufsstellen für die Zeit von 8 bis 9 1/2 Uhr geöffnet haben, in denen **ausschließlich oder überwiegend Lebensmittel aller Art verkauft werden.**

Diese Ausnahme gilt ausdrücklich **nicht** für den Verkauf von Backwaren, Konfitüren, Kaffee und Tee.

Fehrbellin, den 23. Dezember 1936.

Der Bürgermeister als Ortspolizeibehörde.

Die Rentenquittungen

für den Monat Januar 1937 müssen bis spätestens Dienstag, den 29. Dezember 1936 im Rathause abgegeben sein, da die Auszahlung der Renten bereits am Mittwoch, den 30. Dezember 1936 stattfindet.

Fehrbellin, den 23. Dezember 1936.

Der Bürgermeister als Ortspolizeibehörde.

NSG.-Kraft durch Freude

Sonnabend, den 26. Dezember (2. Feiertag) im Hotel Hohenzollern

Weihnachts-Konzert

anläßlich des 3. Jahrestages der NSG.-Kraft durch Freude unter Mitwirkung von

Irene Tourneau-Gustavs.

Anschließend deutscher Tanz. Beginn 20 Uhr.

Weihnachtskarten

zu haben in **W. Ewald's Buchhandlung.**

Gastspiel Berliner Bühnenkünstler

Am Freitag, den 25. Dez., im Hotel „Stadt Magdeburg"

Zwei Stunden Lachen.

Zur Aufführung gelangen u. a:

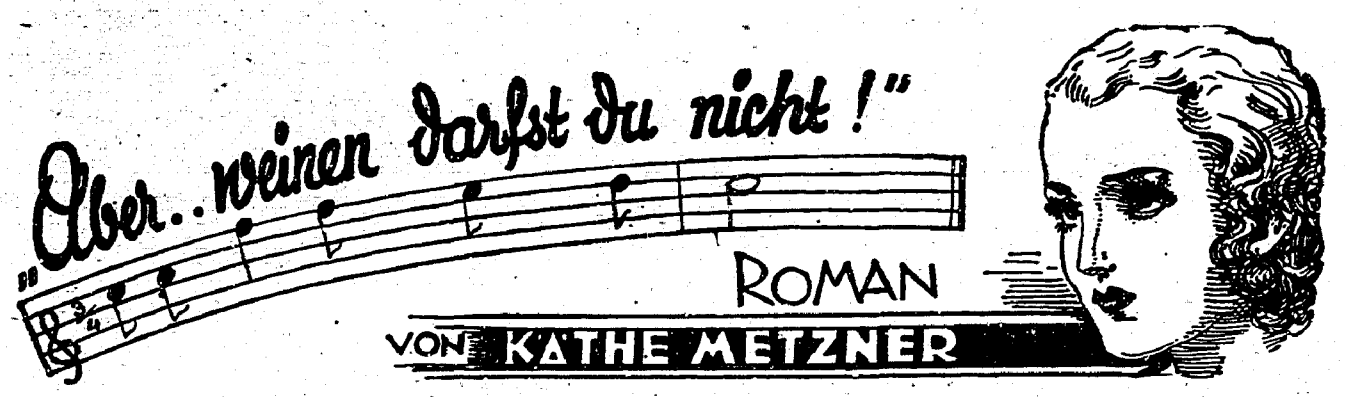
Eifersucht ist eine Leidenschaft
Ein heiteres Spiel in 1 Akt von Carl Brandt.

Mit Krach in die Ehe
Lustiges Singspiel in 1 Akt von Hermann Hoefert.

Wartesaal der Liebe
Lustspiel in 1 Akt von Werner.

Außerdem: Lieder, Duette und Terzette aus Operetten und Tonfilmen.

Beginn 20 Uhr. Einlaß: 1 Stunde vor Beginn. Eintrittspreis 80 ₰ mit Tanz. **Anschl. großer Weihnachts-Ball.**



Urheberrechtschutz: Fünf Türme-Verlag, Halle (Saale).

4] Nachdruck verboten.

Scheu blickte sie sich um und zuckte bei irgendeinem leisen Geräusch schreckhaft zusammen, dann faltete sie die mageren Händchen und betete leise:

„Lieber Gott! Ich bitte dich von ganzem Herzen, mache doch, daß ich schön singen kann, und daß mir die Leute ein bißchen Geld geben, damit ich nicht wieder so furchtbar hungern muß, weil das doch so sehr weh tut. Bitte, lieber Gott, hilf mir!"

Nachdem das Hanneli sich auf diese Weise ein wenig Mut erbetet hatte, zupfte sie an ihrem dünnen Mäntelchen, strich unwillkürlich noch einmal glättend über die blonden Haare und öffnete dann die Tür zu dem fremden Hof, die schrecklich knarrte.

Es war kein Mensch auf dem großen Hof. Nur ein paar Sperlinge balgten sich in der Nähe einer Futterkiste um die besten Happen, und dem Hanneli ging es durch den Sinn, daß sogar diese Tierchen es besser hatten als sie.

Dann stellte sie sich hin, und während ihr Herzchen zum Zerspringen klopfte, begann sie leise einen Choral zu singen. Aber — das Lied verklang, und kein Fenster öffnete sich. Sie hatte viel zu leise gesungen. Wieder begann sie und sang jetzt viel lauter und mutiger. Und da geschah es, wie es dem Hanneli immer beim Singen erging, daß sie alles um sich vergaß und nicht hörte, wie ein Fenster nach dem andern sich öffnete, und wie Geldstücke, in Papier eingewickelt, herunterflogen. Wie Glockenton schwebte ihr Lied und stahl sich in die Herzen.

Ein Liedchen nach dem andern sang das Hanneli, und dann sang sie auch das Lied, das die tote Mutter in ihrer letzten Stunde gesungen hatte:

„Und wenn ich einst tot bin,
Sollst du denken an mich;
Auch am Abend, eh' du einschläfst,
Aber — weinen darfst du nicht!"

Aber da überlief das Hanneli plötzlich ein Zittern. Sie brach mitten in dem Liedchen ab; die Tränen liefen ihr übers Gesicht, und mit einem Male schluchzte sie bitterlich...

Sie hatte vergessen, daß sie mitten auf einem fremden Hof stand und weinte. Das Hanneli dachte nur an die Mutter, die sie auf Gottes weiter Welt so unendlich allein gelassen hatte; um so mehr fuhr sie auf, als eine fremde Stimme neben ihr erklang:

„Warum weinst du denn so, Kleine? Du hast doch so hübsch gesungen. Geh, nimm dir das Geld auf, das die Leute heruntergeworfen haben!" sagte ein freundliches Fräulein.

Hanneli bückte sich gehorsam und hielt bald darauf sechs mehr oder weniger große Päckchen in den Händen, die kleine Geldmünzen enthielten.

Dann stand sie wieder vor dem Fräulein, das sie aus guten Augen anblickte.

„Hör' mal, Kleine, es hat unserer Vera so gut gefallen, daß du so schöne Lieder gesungen hast. Sie sagt, du möchtest doch einmal zu ihr heraufkommen und oben noch weiter singen. Sie kann nicht gehen. Ihre Füße sind zu schwach. Man muß sie immer im Wagen fahren."

Hanneli schaute das fremde Fräulein erstaunt an. Sie konnte in dessen Worten beim besten Willen keinen Zusammenhang finden. Ein Mädchen, das Vera hieß und schwache Füße hatte und vor dem sie singen sollte... Das alles ging bei ihr ein bißchen durcheinander.

„Ach, Verzeihung! Ich kann leider nicht mit Ihnen gehen, denn ich muß weiter!" stammelte das Hanneli.

„Nun, du sollst es nicht umsonst tun. Vera wird dir gern das geben, was du auf anderen Höfen noch zusammengesungen hättest!" überredete das Fräulein die Kleine.

„Nein, darum nicht!" sagte scheu das Hanneli und wischte mit der Hand über die großen, braunen Augen, in denen noch immer blanke Tränen standen. „Ich muß Zeitschriften austragen — nachher!"

„Nun, ich will dich nicht drängen, mein Kind. Aber wenn du einmal ein Stündchen Zeit hast, so komm mal und singe der Vera etwas vor. Sie hörte so gern diese schönen frommen Lieder, die du gesungen hast, und sie hat sonst so wenig Freude, obgleich sie reich ist, denn sie ist doch krank."

Da überwog mit einem Male das Mitleid in Hanneli, denn es dachte an die Mutter, die auch krank gewesen und so plötzlich gestorben war; und das Kind dachte weiter, daß man der Vera keinen Wunsch abschlagen dürfe, wenn sie doch krank sei. Und da war es plötzlich bereit, für ein kurzes Weilchen mit zu ihr hinaufzugehen.

Mit Vera erschloß sich für Hanne Mertens eine neue Welt, aber weder Veras Erzieherin noch eines der Mädchen ahnten auch nur im geringsten, daß das zufällige Kennenlernen für Hanneli von großer Bedeutung werden sollte.

Scheu betrat Hanneli die große vornehme Etagenwohnung, die Veras Vater, Professor Reinhardt, in dem herrschaftlichen Miethaus bewohnte.

Veras Augen strahlten ihrer Pflegerin und Erzieherin entgegen, als sie ihren Wunsch erfüllt sah, und noch viel später erinnerten sich die beiden Mädchen so gern, daß sie sich vom ersten Augenblick an gefallen hatten.

Für Hanneli war alles hier neu und ungewohnt. Zum Singen kam es nicht mehr. Hanneli wurde hin und her gefragt, und sie antwortete fein und bescheiden. Und obgleich sie nicht gleich mit vielen Worten ihr ganzes schweres Kinderleid vor den Fremden ausschüttete, sah die ältere Erzieherin in den großen, traurigen Augen Hannelis viel mehr, als sie hätte aussprechen können. Sie ahnte viel und hatte schnell erfaßt, was Hanneli zu verschweigen suchte. Tiefes, heißes Mitleid mit dem fremden Kinde erwachte in ihr.

Vera machte es unendliche Freude, zu sehen, wie Hanneli auf ihr inständiges Drängen hin viel schöne Milch trank und von dem feinen Kuchen ein Stück nach dem andern verzehrte. Das reiche Kind wußte nicht, was Hunger war, und es war gut für Vera, an Hanne Mertens zu erkennen, daß es noch andere Arten von Leid auf dieser Welt gab als ihre Krankheit.

Als im Zimmer eine feine Uhr fünf silberhelle Schläge erklingen ließ, sprang Hanneli auf.

„Oh, jetzt muß ich aber fort!" sagte sie hastig.

„Aber du kommst wieder, Hanneli?! Nicht wahr, wir dürfen dich doch auch Hanneli heißen, wie dein Mütterchen dich genannt hat? Siehst du, ich habe auch keine Mutter wie du, aber ich habe einen Vater, der herzensgut zu mir ist, und dann hab ich mein liebes Fräulein Luise, die so lieb und geduldig mit mir ist!" sagte Vera Reinhardt, und ließ sich von Hanneli in die Hand versprechen, daß sie wiederkommen würde.

Hanneli nickte glücklich.

„Wenn ich darf... Ich hab ja heute gerade das erste Mal auf einem Hof gesungen, das allererste Mal gerade hier..."

„Und das letzte Mal, Hanneli, denn nun kommst du immer zu mir!" sagte Vera, fröhlich über die neue Freundschaft.

Fräulein Luise aber war hinausgegangen in die Küche, und als sie Hanneli an die Tür brachte, drückte sie ihr ein Päckchen in die Hand.

„Dein Abendbrot, mein armes Kindchen. Und komm nur jeden Tag. Die Vera ist ein kleiner schlechter Esser, der wird es in Gesellschaft besser schmecken!"

Hannelis Herz war so voll von dem Erlebten, daß sie am liebsten ganz langsam und träumend gegangen wäre; aber im Zeitschriftenvertrieb wartete man auf sie. So mußte sie all das Schöne jetzt zurückdrängen und es sich für den Abend aufheben, wenn sie in ihrem schmalen Bettchen lag und nicht gleich einschlief.

Ach, wie schön war das! Die freundlichen, guten Menschen!

So kräftig fühlte sie sich nach den guten Speisen, daß sie hurtig die Treppen hinauf und herunter sprang, wie niemals je zuvor.

Von diesem Tage an machte es Hanneli oft möglich, am Nachmittag vor dem Zeitschriftenaustragen ein oder zwei Stunden bei Vera zu verbringen.

Aber eines Tages begann die Stiefmutter Verdacht zu schöpfen, und zwar um so mehr, als sie sah, daß Hanneli trotz der schlechten Kost etwas aufzublühen begann und ihre Augen manchmal einen recht frohen Glanz hatten, den sie früher nie an ihnen gesehen.

Und da, als Hanneli mittags, bald nachdem sie ihre Aufgaben erledigt hatte, wieder unter dem Vorwand, dem Herrn Lehrer zu helfen, aus dem Hause ging, schlich sie dem Kind nach und war Hannelis Geheimnis bald auf der Spur.

Das war schlimm.

Drittes Kapitel.

Hanneli Mertens war seit einigen Tagen in der Schule auffallend zerstreut und unaufmerksam, so daß sie, die sonst eine der allerbesten Schülerinnen war, dem Lehrer sogar Grund zu leisem Tadel gab.

Aber dessen hätte es eigentlich kaum bedurft, denn Hanneli litt selber am allermeisten unter ihrer Zerstreutheit, die allein aus dem tiefen inneren Zwiespalt kam, in den die Lüge sie gestürzt hatte, mit der sie die wenigen glücklichen Stunden bei Vera Reinhardt erkaufen mußte.

Heute schrieben die Mädchen einen Klassenaufsatz. Mit glühendem Eifer waren die blonden und schwarzen und braunen Köpfe über die Hefte gebeugt, und hastig kratzten die Federn über das Papier.

Lehrer Braunsdorf ging beobachtend zwischen den Reihen hindurch und setzte sich dann wieder an sein Pult, um nach etwa zehn Minuten seinen Gang von neuem aufzunehmen.

Es entging seinen Blicken nicht, daß Hanne Mertens mit ihrer Arbeit anscheinend gar nicht vorwärts kam. Ihre Augen gingen manchmal sekundenlang gedankenverloren in die Ferne, und als sie einmal durch Zufall den seinen begegneten, verwirrten sie sich hilflos und ängstlich, und in das Gesicht des Kindes trat ein gequälter Ausdruck.

Plötzlich klopfte es. Augenblicklich zuckten alle die Mädchenköpfe auf. Der Lehrer ging hinaus, und während die Tür für kurze Zeit einen Spalt breit offen stand, drangen Laute einer Frauenstimme ins Klassenzimmer.

Die Mädchen wandten sich wieder ihrer Arbeit zu, eines aber saß totenbleich da — Hanneli Mertens.

„Jetzt kommt es! Jetzt kommt es!" klopfte Hannelis Herz wild und in maßloser Angst. „Jetzt kommt sie selber hierher, und sie fragt ihn. Und er — er sagt, daß es nicht wahr ist, daß ich ihm nicht helfen brauchte —, daß — daß ich — gelogen habe..."

Eine Ewigkeit schien es Hanneli, die der Lehrer draußen im Gespräch verbrachte. Ach, nun kam alles ans Licht!

Und wirklich, draußen stand vor dem Lehrer Braunsdorf Frau Olly Mertens und war fast außer Atem bei ihren Worten:

„Ich wußte mir keinen Rat, Herr Lehrer! Finde ich da heute morgen in ihrer Büchertasche zweiunddreißig Pfennig... Ich wußte ja schon, daß sie mich immer belogen und betrogen hat, aber sagen Sie mir doch selber, Herr Lehrer — ist es wahr, daß sie seit einiger Zeit jeden Tag nach dem Mittagessen zu Ihnen geht und Bücher sortieren hilft?"

„Nein, nein!" Lehrer Braunsdorf schüttelte traurig und verständnislos mit dem Kopfe.

„So! Na, da haben wir's ja! Das wollte ich ja bloß wissen!" Frau Mertens Stimme wurde triumphierend. „Ich habe mir das alles lange und geduldig mit angesehen, denn — sagt man ein Wort, so heißt es: ‚Freilich, die Stiefmutter!' So, nun möchte ich nur wissen, wo sie da hingeht. Wahrscheinlich ist sie so schamlos und geht betteln. Woher hat sie sonst das Geld? Ich war ja schlau, habe gar nichts gesagt, sondern es ruhig wieder in ihre Tasche hineingelegt. Ich denke, Sie werden sich am besten selbst überzeugen. Nein, so eine Schande! Als ob sie bei mir nicht satt zu essen hätte!"

Lehrer Braunsdorf erwiderte der erregten Frau nicht viel. Daß mit der Hanne Mertens seit einiger Zeit etwas nicht stimmte, war ihm ja inzwischen selber aufgefallen. Er versprach, die Sache zu untersuchen.

„Ja, ja..., untersuchen! Das ist ja alles ganz schön und gut. Aber was macht man mit so einem nichtsnutzigen Ding? So ein verstocktes Geschöpf! Da ist ja im Guten wie im Bösen nichts zu wollen. Vielleicht könnte sich der Herr Lehrer dafür verwenden, daß man die Hanne in die Fürsorgeanstalt bringt. Ich sehe schon, ich mit meiner Güte komme da nicht durch!" wühlte Frau Mertens.

„Ich verspreche Ihnen, die Sache in die Hand zu nehmen, Frau Mertens. So schwarz wie Sie sehe ich zwar noch nicht gleich, denn Hanne ist seit Jahren meine Schülerin, und schließlich kennt man sich doch da in den Kinderseelen aus. Aber mit dem Lügen, das ist freilich schlimm. Von der Seite kenne ich das Mädel noch gar nicht."

Das war wieder Wasser auf Frau Ollys Mühle.

„Das ist es ja! Das ist es ja! Ich habe mich am Anfang auch täuschen lassen von dem unschuldigen Gesicht. Was war ich gut zu dem Mädel... Aber was ist der Dank? Ich bin eben die Stiefmutter, die man ärgert, wo man kann, und schlecht macht und belügt. Ich sage Ihnen, Herr Lehrer, greifen Sie hier endlich mal ganz barbarisch durch, sonst kann man an dem Mädel mal noch was erleben!"

Als Frau Olly Mertens die Treppe des Schulhauses hinunterstieg, war sie doch befriedigt. Sie hatte durchaus das Gefühl, daß der Lehrer am Schluß ihrer Unterredung ziemlich überzeugt war, daß die Hanne in ihrer stillen Art alle täuschte und sich dahinter ein ganz heimtückisches und schlechtes Wesen verbarg, das nur in einer strengen Korrektionsanstalt gebessert werden konnte.

„Oh, wenn mir das gelingen würde, das Mädel fortzubringen, dann hätte ich ja mit den Möbeln freie Hand, und kein Hahn krähte mehr danach. Der Junge ist über alle Berge, und Mertens denkt gar nicht daran, ihn wiederzuholen. Die Verwandten können ihn ruhig behalten. Die haben sowieso keine Kinder!"

Als der Lehrer wieder das Klassenzimmer betrat, tat er, als ob nichts geschehen sei. Mit scheinbar größter Ruhe nahm er seinen Spaziergang zwischen den Bänken wieder auf, und Hanne Mertens fühlte, wie ihr Herz ein wenig ruhiger wurde.

Sollte es doch nicht die Stimme der Stiefmutter gewesen sein, die sie gehört zu haben glaubte? Hatte sie sich in ihrer Angst getäuscht?

Endlich war die Schulstunde zu Ende.

Die Vesperglocke läutete grell durch das Schulhaus, und die Kinder stürmten in die kurze Freiheit der Pause.

„Hanne Mertens!"

Die Stimme des Lehrers rief Hanneli, die froh mit den anderen auf den Hof hinauslaufen wollte, zurück.

Das Kind blieb wie angewurzelt stehen.

„Bleib hier! Ich habe mit dir zu reden!"

Hanne stand blaß und zitternd da und nickte.

„Hole deine Büchertasche hierher!" kam wieder ein kurzer, strenger Befehl.

Es kam alles, wie es kommen mußte. Es dauerte nicht lange, bis Lehrer Braunsdorf die zweiunddreißig Pfennige im Schieferkasten entdeckt hatte.

„Nanu, Hanne Mertens! Trägst du immer so viel Geld mit dir herum? Wolltest du dafür Besorgungen machen?"

Hanneli schwieg. Sie brachte kein Wort der Aufklärung oder der Entschuldigung über die bleichen Lippen.

Lehrer Braunsdorf geriet in Zweifel. Sollte Frau Mertens schließlich recht haben mit ihren Anklagen? War das Mädel wirklich störrisch und heimtückisch?

Seine Stimme wurde schärfer.

„Ich frage dich, woher du das Geld hast, und wozu du es brauchst?"

„Ich... ich hab'... es bekommen...", kam endlich von Hanneli eine Antwort.

„So? Ist das auch wahr, oder — lügst du?"

„Ich lüge nicht!" kam es wieder wie ein Hauch.

(Fortsetzung folgt.)

Zur guten Stunde

Die Eispatrouille / Von Erich Musch-Osten

Der Schützengraben lief auf dem Rücken der Düne entlang. Wenn man am Tage auf Posten stand, blickte das Auge auf eine unermeßliche weiße Fläche. Soweit der Himmel reichte, sah man Eis, nichts als Eis. Auf der Landkarte war diese Eiswüste als Rigaischer Meerbusen bezeichnet.

Die Stellung bildete den äußersten linken Flügel der Ostfront, hier hörte die Front also auf. Jeder der Soldaten wußte, daß er am Ende der Ostfront stand, und dieses Bewußtsein verlieh der Truppe das Gefühl des Besonderen, des Abenteuerlichen. Man war an der Somme gewesen, in Flandern und in Mazedonien, das war die gewöhnliche Welt des Krieges, Millionen hatten das erlebt. Aber hier stand man an einer Stelle der Front, wo es keine Fortsetzung gab und der Krieg plötzlich aufhörte. Das war aufregend.

Der „Panje" lag dreihundert Meter weit weg. Dreihundert Meter sandigen Strandes waren Niemandsland. Hinter dem Drahtverhau begann der rechte Flügel der russischen Westfront.

Die Nächte waren kalt und stürmisch. Der eisige Dezemberwind peitschte den Posten harte Schneekristalle ins Gesicht. Wenn man die Metallteile des Gewehrs berührte, war es, als bekäme man einen Schlag. Ein kalter Schauer drang bis ins Herz. Die Feuchtigkeit in den Augenwinkeln war zu hartem Eis geworden. Die Kälte drang schneidend durch den Schafspelzmantel, den man übergehängt hatte. Der Sturm heulte in den Wipfeln der Kiefern, die auf der Düne standen.

Wenn man abgelöst wurde und im Laufschritt nach dem Unterstand jagte, war man glücklich. Man konnte sich vor den Ofen hocken, in dem die nassen Birkenscheite knisterten.

„Mensch, wenn der Panje hier angreift!" meinte Ziekursch mit tonloser Stimme, ohne sich dabei an einen einzelnen zu wenden. Er sprach das so vor sich hin, ohne auf eine Antwort zu rechnen. Der Berliner Kulk, der gerade umständlich eine Zigarette drehte, nickte mit dem Kopf.

„Det wär'n Schlamassel ... Junge ... Junge!" sagte er, und gab sich mit dem Lichtstumpf, der den Unterstand notdürftig erhellte, Feuer.

„Ob die übers Eis können ...?" fragte jemand aus einer dunklen Ecke, den man nicht sehen konnte.

Der Gefreite Baum, der mit einem kurzen Kopierstift einen Brief schrieb, sah plötzlich auf.

„Quatsch", sagte er nachdrücklich, „die Eisfläche ist viel zu glatt!"

Der schlanke Kulk schüttelte sein kantiges Jungengesicht und lächelte, er wußte, daß der Gefreite auf diesem Gebiete keine Autorität für ihn war.

„Glatt ist es nicht", versetzte er mit einer merkwürdigen Bestimmtheit, die alle aufhorchen ließ, „es ist, als wenn man über einen Haufen Gerümpel läuft ... überall stolpert man über Ecken und Kanten."

Kulk sog an seiner primitiv zusammengeklebten Zigarette, die nicht halten wollte und die er deshalb alle Augenblicke mit den Lippen befeuchten mußte.

„Du bist doch noch nicht dagewesen, Mensch", ließ sich der aus der Ecke wieder vernehmen.

„Jawoll, bin ick", sagte Kulk und sah triumphierend den Gefreiten an. Es stellte sich heraus, daß ein Leutnant von der Nachbarkompanie von der Düne aus einen Raben geschossen hatte, der auf der Eisfläche saß und schauerlich krächzte. In der Nacht war Kulk übers Drahtverhau geklettert und auf gut Glück hundert Meter weit auf jene Stelle zugelaufen, wo das tote Tier liegen mußte. Schließlich hatte er den Raben auch gefunden.

Kulk erzählte die Geschichte.

„Na guten Appetit nachträglich", lachte der in der Ecke und ließ ein schmatzendes Geräusch hören, als schmecke er den gekochten Vogel im Geiste nach.

„War zäh wie altes Leder", meinte Kulk, „aber, na ja, 's war mal 'ne Abwechslung."

Plötzlich knarrte die Tür des Unterstandes. Ein kalter Luftzug drang herein. Zabel, die Kompanieordonnanz, trat prustend ans Feuer und schlug sich die starrgewordenen Arme am Leib warm.

„Was ist los?" fragte der Gefreite. „Was bringste denn für 'ne Latrinenparole? ... Eispatrouille?" Alle sahen Zabel fragend an.

„Na ja! ... Aufs Meer raus! ... Soll erkundet werden, ob die Russen Patrouillen unterwegs haben ... Außerdem ist ein Rekord zu schlagen: unsere Vorgänger haben etwa 7 Kilometer weit draußen auf dem Eis eine Fichte aufgepflanzt, die soll möglichst noch einen oder zwei Kilometer vorgetragen werden ... Also, wer geht mit?"

„Schreib mich auf", sagte der Gefreite Baum.

„Mich auch!" bemerkte Kulk. Die Sache interessierte ihn. Und außerdem hatte er ja sozusagen schon Vorkenntnisse.

„Oha ...", uzte die Stimme im Winkel, „Nordpolforscher Kulk ..."

Kulk lächelte. Sein offenes Jungengesicht verklärte sich.

„Eispatrouille ..." sprach er vor sich hin, „mal was anderes!"

*

In der nächsten Nacht, pünktlich um 11 Uhr, kletterte die Patrouille, aus Leutnant von Deistern und sechs Mann bestehend, die Düne herunter, rückte die spanischen Reiter in der Drahtverhaugasse beiseite und betrat das zugefrorene Meer. Es sah gespenstisch genug aus, wie in der mondhellen Nacht eine Anzahl Gestalten in weißer Vermummung vor dem Drahthindernis sich schweigsam in Bewegung setzte, in einer Richtung, die als das geheimnisvoll Unbekannte galt. Man hatte sich Schneemäntel angezogen und weiße Kapuzen über die Stahlhelme gestülpt, denn ab und zu blitzte der russische Strandscheinwerfer auf und tastete mit seiner grellen Lichtgarbe die weite Eiswüste ab.

Kulk hatte recht, es lief sich miserabel auf dem Eis; die Fläche, die am Tage von der Düne aus glatt und eben aussah, war mit Kanten und Löchern übersät, es war, als hätten sich überall meterbreite Eisschollen kreuz und quer durcheinander geschoben.

„Verfluchter Dreck!" wetterte der Gefreite Baum mit unterdrückter Stimme, als er über ein Loch stolperte und lang hinschlug. — „Paß doch auf!" brummte einer aus der Reihe, den Baum fast mit umgerissen hätte.

Man kam sehr langsam vorwärts. Der Mann an der Spitze war angeseilt, das andere Ende des Taues trug der Letzte in der Reihe um den Leib gewickelt. Alle übrigen hatten das Seil unter dem linken Arm, in der Rechten trug jeder das schußfertige Gewehr. Kaum war man mit Mühe einige hundert Meter weit vorwärts gekommen, als der russische Scheinwerfer aufflammte und sein weißes Licht die Eisfläche absuchte. Sobald der grelle Schein durch die Nacht geisterte, warf sich die Truppe flach aufs Eis und blieb regungslos so lange liegen, bis das spähende Riesenauge wieder erloschen war.

Es herrschte eine gereizte Stimmung in der Gruppe. Man hatte sich den nächtlichen Vorstoß in die Eiswüste romantischer vorgestellt. Alle Augenblicke fiel einer auf den Boden, und weil er dadurch an der Leine riß, fluchten die anderen. Die strenge Kälte war längst durch die Kleidung gedrungen, man fühlte, wie sie sich um die Haut des Körpers legte und wie die inneren Organe langsam erstarrten. Die Finger waren in den Wollhandschuhen kalt geworden und umklammerten starr das Gewehr. Jeder hatte das Empfinden, daß es unmöglich wäre, in diesem Zustand zu schießen, die Finger waren unbeweglich wie Eiszapfen.

Das Stolpern über die holprige Eisfläche machte die Füße müde. Von Zeit zu Zeit blitzte im Rücken des Trupps der deutsche Scheinwerfer für einen Moment auf, damit man eine Orientierungsmöglichkeit hatte. Ermattet und durchfroren schlichen die Gestalten dahin. Eine Viertelstunde nach der anderen verrann. Jeder hatte das Gefühl, als irre man nun schon seit Stunden in Nacht und Eis herum. Das Zeitgefühl war völlig verlorengegangen.

Plötzlich gab es an der Spitze Gemurmel. Man war auf die Fichte gestoßen. Leutnant von Deistern sah auf die Armbanduhr. „Viertel nach eins" sagte er überrascht, „wir müssen in zehn Minuten umkehren!"

Der Leutnant, der kein Gewehr hatte, nahm den kleinen Baum auf die Schulter.

„Los!" ermunterte er die Schar und setzte sich in Bewegung. Der russische Scheinwerfer war schon längere Zeit nicht aufgeflammt. Das war ein Grund zur Besorgnis.

„Halt!" hörte man die Stimme des Leutnants. Er zog dem ihm am nächsten Stehenden das Seitengewehr heraus und bohrte damit ein Loch ins Eis. Bald stand der Baum wieder aufrecht.

„Kehrt marsch!" flüsterte Leutnant von Deistern. „Augen auf! ... Der Panje hat seine Funzel ausgemacht! ... Hat sicher was zu bedeuten!"

Alle Müdigkeit war plötzlich aus den Knochen gewichen. Eine fiebernde Erregung war über die Gruppe gekommen. Merkwürdig, daß auch von der Kälte auf einmal nicht mehr viel zu spüren war. Die Gefahr hatte die Leiber aus der Erstarrung gelöst, sogar der Zeigefinger am Abzug konnte sich wieder krümmen.

Kulk stellte das zu seiner Ueberraschung fest. Wieder und immer wieder bewegte er das Fingerglied, das noch vor zehn Minuten starr und steif gewesen war. Es schien wie ein Wunder.

Eben flackerte das eigene Signallicht an der Küste wieder auf. In demselben Augenblick zerriß ein Knall die Stille.

„Hinlegen!" tönte fest und bestimmt die Stimme des Leutnants. Man preßte sich an das Eis und starrte in die schwarze Finsternis. Kulk spürte, wie erregt sein Zeigefinger am Abzugsbügel vibrierte.

„Achtung!" schrie Leutnant von Deistern und schoß seine Leuchtpistole ab. Gelbes Licht ergoß sich plötzlich über das Eis. Gestalten in langen Mänteln wurden sichtbar. Fünf ... zwölf ... und dort noch einige. Aber es war keine Zeit zu überlegen.

„Schnellfeuer!" befahl kreischend die Stimme des Leutnants, und im selben Augenblick prasselten Schüsse los, was die Gewehre nur hergeben wollten.

Drüben wurden Arme hochgeworfen, Schreie gellten durch die Nacht. Da erlosch die Leuchtkugel und es war wieder schwarze Finsternis. Das Gewehrfeuer riß nicht ab. Man hatte ja ungefähr die Richtung. Auch von drüben kamen vereinzelte Schüsse, aber nur spärlich, und aus immer weiterer Entfernung. Die Russen zogen sich wohl zurück.

Auf einmal hörte man eine klägliche Stimme wimmern, sie kam ganz aus der Nähe: „Nix schieß'! ... Germanski! Nix schieß'! ..."

„Nehmt ihn mit", sagte der Leutnant, „auf Gefangene waren wir gar nicht eingerichtet."

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als man vier dumpfe Erschütterungen hörte. hörte. Unmittelbar darauf krachte es ohrenbetäubend in allernächster Nähe. Alles warf sich zu Boden. Metall- und Eissplitter regneten zur Erde. Ein Schrei klang auf. Ein markerschütternder Schrei. Dann war alles wieder still.

Mit Genugtuung hörte Leutnant von Deistern, wie nun die eigenen Geschütze seinem kleinen Trupp zu Hilfe kamen und die russischen Artilleriestellungen unter Feuer nahmen. Das wirkte. Es kamen keine Granaten mehr aufs Eis.

Der Leutnant, der weit am linken Flügel gelegen hatte, trat wieder zur Gruppe.

„Wer hat geschrien?" fragte er den Gefreiten Baum.

„Kulk", sagte der, mit Zittern in der Stimme.

„Schlimm?"

„Tot!"

Aus Gewehren und Koppelriemen wurde eine Tragbahre hergestellt. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

In der Ferne flammte grüßend der deutsche Scheinwerfer. Auch der russische fing jetzt wieder an zu leuchten. Weiter hinten rollten dumpf die Einschläge der Geschütze.

Jochen und das Rad / Eine Weihnachtsgeschichte von Udo Wolter

Da steht nun Jochen vor dem Schaufenster des Fahrradgeschäftes und überlegt. Die Scheibe spiegelt schwach seine Gestalt zurück, er könnte zufrieden mit sich sein. Aber Jochen hat es heute mit der Unzufriedenheit, wie wohl mehrfach in den letzten Wochen. Anderthalb Zentner stemmt er ohne Schwierigkeit, und Dienst und Sport haben ihn nie überanstrengt, aber Tag für Tag muß er mit dem blöden Bummelzug vom Dorf in die Schulstadt fahren, statt die zehn Kilometer ...

Also das Fahrrad ist fällig, überfällig, aber auch die Fahrradhändler sind keine Engel oder Weihnachtsmänner und geben einem solche Dinger gratis. Unzufrieden geht Jochen weiter. Die Schule ist vorbei, in zwei Stunden geht der letzte Zug nach Hause. Mal sehen, was in der Bude los ist. Einer oder der andere wird sicher schon dort sein.

Der Nachmittagsunterricht, das ist Jochens besondere Freude. Da stehen Physik und Mechanik zur Debatte, Dinge, für die er stets etwas übrig gehabt. Aber mehr als eine Stunde in der Woche teilzunehmen, ist Jochen nicht möglich. Immer kommt dieser vertrackte Zug dazwischen, der um fünf Uhr nach Uckenhagen hinüberpufft und die letzte Verbindung zur Stadt darstellt. Die Eltern haben es sowieso nicht reichlich. Hätte man ein Rad, könnte man das Fahrgeld sparen, könnte bis in den Winter hinein, der noch so warme Tage bringt ... Ach! Nur nicht denken an den Kram, es wird nur noch schlimmer dadurch. Fast jeder in der Klasse hat ein Rad, nur Jochen kann sich solchen Spaß nicht erlauben.

Ein wenig verdrießlich kommt Jochen zur Bude. Das ist auch so eine Angelegenheit mit dem Dienst! Immer, wenn es im Sommer Abend- und Nachtdienst gibt, wichtigen Dienst, den man nicht versäumen kann, muß Jochen zu Fuß heimlaufen in der schweren Uniform. Wie selten kann man abends mit den Kameraden zusammen sein, nicht einmal heute bei der Weihnachtsfeier, die doch früh genug liegt, um rechtzeitig bei den Eltern zu sein, kann er mitmachen. Und daß die Eltern ihm ein Rad schenken könnten ... Jochen schüttelt den Kopf. Nein, das ist ausgeschlossen bei den Anschaffungen, die der Vater in diesem Jahr für den Hof machen mußte. Man soll an solche Dinge erst gar nicht denken, nicht wahr? Knurrig steckt Jochen den Kopf in die Bude.

*

Die Bude? Das ist ein Laden, der der Gefolgschaft von dem Wirt zur Verfügung gestellt worden ist, bis sich ein Mieter für ihn findet. Jochen begrüßt Bollmann, der noch immer mit der Laubsäge schuftet, und die Kameraden, die bei der Ausschmückung des Raumes sind. Er will in den Nebenraum, um die letzten Schreibmaschinenarbeiten zu erledigen, die sich von der letzten Woche angesammelt haben, als die Stimme Bollmanns ihn zurückhält.

„Müssen noch ein neues Rundschreiben fertigstellen, Jochen. Muß gleich nach den Weihnachtstagen heraus, wirst es wohl heute noch fertigmachen müssen. Hundert Abzüge."

„Ausgeschlossen", knurrt Jochen. „Muß zum Zug. Habe die letzten Tage schon genug geschuftet, kann mal ein anderer ..."

„Jochen", sagt Bollmann.

Jochen druckst. „Muß dann laufen", brummt er. „Komme dann spät heim, wenn ich den Zug nicht kriege."

„Dienst ...", sagt Bollmann.

„Natürlich", knurrt Jochen und verschwindet im Nebenraum.

*

Jochen schuftet. Er ist gerade in Stimmung, um seine Wut an der Arbeit auszulassen. Er versteht die Kameraden, versteht Bollmann nicht. Keiner hat ihm beigestanden, wo sie doch alle ganz genau wissen, daß er dann heute am Heiligabend zu Fuß nach Hause laufen muß. Das Wetter ist zwar in Ordnung, aber dennoch. Jochen preßt die Lippen zusammen. Er ist ein wenig traurig in aller Wut. War doch sonst alles in Ordnung, hat doch nie Stunk gegeben zwischen ihnen. Diesmal jedoch ... Na, wenn schon! Wird eben ausgestanden, aber schön ist es nicht. Gerade heute ...

Es ist spät, als Jochen fertig wird. Der Zug ist längst aus der Stadt. Jochen schichtet die Blätter. Drüben haben sie alles fertiggemacht für die Feier. Könnte ja jetzt noch bleiben, kommt nun auf die halbe Stunde auch nicht mehr an. Aber Jochen ist nicht aufgelegt. Gerade jetzt nicht .. Wird sich einfach kurz verabschieden, muß eben heim, zehn Kilometer Schuhsohle ablaufen. Dienst ist Dienst, na ja. Aber Bollmann hätte auch jeden anderen einsetzen können, wenn er gewollt.

Jochen geht hinüber. Fast alle Kameraden sind schon zusammen im Raum. Jochen wird es eng ums Herz. Jetzt gehen, wo doch alle ...? Er nimmt sich zusammen. Gerade jetzt! Soll Bollmann nur sehen, wie gemein er gehandelt hat.

Jochen ist um den großen Tannenbaum, da bleibt er stehen. Das Blut geht ihm in das Gesicht, er traut sich kaum zu rühren. Da steht Bollmann neben einem Rad und hängt ihm gerade ein Plakat um. „Für Jochen", steht darauf, verflucht noch einmal, das steht wirklich darauf. Zwar nicht neu die Karre, aber gut in Schuß und gerade richtig für die Landstraße. Das alles sieht Jochen mit einem Blick. Aber mehr sieht er auch nicht, will er nicht sehen, nicht die Kameraden, nicht Bollmann, die er so häßlich im Verdacht ...

„Damit du uns nicht zu früh entwischst", sagt Bollmann und grinst.

„Hätten sonst natürlich jeden anderen mit den Zetteln ..." Er verstummt, nimmt Jochens Hand, die der ihm entgegenstreckt, verzieht ein wenig das Gesicht.

„Einen Druck hast du", sagt er. „Junge, Junge ..." Und damit geht er auch schon hinüber zu dem Baum, um die letzten Lichter zu entzünden.

„Bleibst natürlich bei uns bis nachher, kommst ja noch rechtzeitig heim."

„Ja", sagt Jochen und unterdrückt erfolgreich ein Würgen, das ihm in der Kehle sitzt, das man aber unterdrücken muß vor soviel Kameraden, damit man nicht allzu deutlich merkt, wie ungeheuer weihnachtlich ihm zumute ist.